



Ernst Bibra
Im Walde

Ernst Bibra

Im Walde

Novelle

Aus: Reiseskizzen und Novellen, Erster Band, Hermann
Costenoble, Jena und Leipzig, 1864

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Mit einem Portrait des Schriftstellers

Im Walde.

Es wird nicht anders sein. Das alte Schloß, welches auf der Mitte des Berges stand, hatte seinen Namen von dem Thale, in welches es hinabblickte, und von dem Bache, der durch das Thal lief. Die Herren des Schlosses hatten ihren Namen wieder von dem Schlosse, und wenn wir jetzt noch sagen, daß beide Thalbach hießen, so haben wir einen Anfang unserer Geschichte, was stets sehr angenehm ist, aus Gründen, welche ohne Zweifel Viele kennen werden, die überhaupt Geschichten erzählen.

Sehen wir aber jetzt ein wenig nach dem Schlosse, so bemerken wir auf den ersten Blick, daß es keines jener allzuhöflichen Baulichkeiten war, welche bei dem jedesmaligen Antritte eines neuen Besitzers auch jedesmal eine neue Miene annehmen, wie solche eben dem neuen Herrn wohlgefällig. Da solche Mienen sowohl, wie manche andere freundliche Gesichter, häufig mit vielen Kosten verknüpft sind, hatten es die Herren von Thalbach, wie es scheint, seit einer längeren Reihe von Jahren vorgezogen, sich mit dem zu begnügen, was sie von ihren Vätern ererbt hatten.

Auf diese Weise sparten sie Geld, waren sicher, nicht in das Chaos von Geschmacklosigkeit zu verfallen,

welches der gewöhnliche Begleiter der Modernisirung aller Bauten ist, und waren sie endlich müde geworden und hatten sich vom Getöse der Welt zurückgezogen auf ihr altes Waldnest, so zogen gleichzeitig tausend freudige Erinnerungen ein in ihre alten Herzen, unzählige süße Klänge aus jener seligen ersten Jugendzeit, die freilich gewöhnlich zum Teufel geht mit dem ersten lateinischen Instructor, welcher das Haus betritt, nichts desto weniger aber die schönste des Lebens bleibt.

Das Schloß Thalbach, gelegen auf der Mitte eines mäßig steil ansteigenden, nicht eben sehr hohen Berges, bestand aus verschiedenen Gebäuden, welche wieder verschiedenen Zeiten ihre Entstehung verdankten. Man hatte nichts niedergerissen, um etwas Neues an dessen Stelle zu setzen, aber man hatte bisweilen, je nach Bedürfniß oder Vermögen, etwas Neues dem Alten beigefügt. So mochte das älteste, unten von Stein, oben von Fachwerk aufgeführte Haus mit seinem hohen, spitzigen Giebeldach und den unregelmäßig an dasselbe angelehnten drei runden, steinernen Thürmen aus dem Ende des fünfzehnten oder dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts stammen, während das ihm rechteckig angefügte, ganz aus rothem Sandstein bestehende neuere Gebäude unbedingt seinen Ursprung der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts verdankte. Noch neuer waren einige kleinere Häuser und schuppenartige Gebäude, welche dem steinernen Hause gegenüber aufgeführt und

durch einen gepflasterten Hof von demselben getrennt waren.

Dieser Hof war, gegen die Seite des Thals zu, mit einer massiven steinernen Mauer geschlossen, aber das große Thor desselben, so wie die neben demselben angebrachte kleinere Burgpforte standen fast immer während des ganzen Tages weit offen, so daß man auf dem sich thalabwärts ziehenden Thorwege zu jeder Zeit ungehindert aus- und eingehen konnte.

Rechts von diesem Thorwege lag der zum Besitzthum gehörige Garten, zum Theil gedeckt durch die Hofmauer, zum Theil über dieselbe sich hinaus erstreckend. Er bestand aus drei über einander liegenden Terrassen, und von jeder derselben hatte man einen Blick in das unten liegende Thal. Alles das aber lag nicht in Mitte dann und wann höchst profitabler Frucht- und Getreidefelder, sondern mitten im frischen, fröhlichen Walde, unter Buchen und Eichen, unter Birken und Eschen und anderen lustig grünenden Bäumen, die aber gute Nachbarschaft zusammen hielten, sich freundlich mit den Laubkronen winkten und die grünenden Astarme brüderlich in einander verschlangen, während unten, zu ihren Füßen, je nach Umständen Farnkräuter ihre reizenden Blattformen entfalteteten, Wachholderbeersträucher dufteten, Brombeerbüsche ihre saftige Frucht darboten oder tiefer noch am Boden die bescheidene Heidelbeere sich weit hin ausbreitete — ein

lustiger, lebendiger, deutscher Laubwald eben, dem nichts gleich kommt auf der Welt an Reiz und Pracht, wenn man ihn durchzieht an einem schönen, sonnigen Morgen, mit gutem Gewissen, dergleichen Stiefeln und dem leichten Sinne der Jugend.

Im ganzen Schlosse zu Thalbach aber war nicht ein einziges Zimmer, von welchem aus man nicht hinausgeblickt hätte in diese freudige Waldespracht, abwärts gegen das Thal zu, über die Kronen der Bäume hinweg, die sich im Sonnenschein wiegten, aufwärts zu Berge, zwischen ihren Stämmen hindurch, in ein reizendes, duftendes Waldesdüster.

Der Besitzer all' dieser romantischen Herrlichkeit war der Herr Paul von Thalbach, der sich in jene Einsamkeit zurückgezogen hatte, um von den Strapazen eines längeren Ehestandes gründlich auszuruhen. Er hatte, noch ziemlich jung, ein Fräulein geheirathet, welches außerordentlich häßlich und, vielleicht in Folge dieser Zufälligkeit, auch außerordentlich »brav« war. Diese brave Frau indessen war zugleich ein Drache — *draco familiaris seu domesticus*, nach der wissenschaftlichen Bestimmung in der Naturgeschichte des Ehestandes.

Als Thalbach sich in Liebe und Einfältigkeit mit ihr verlobte, weinte seine alte Mutter Freudenthränen. Es war der guten alten Frau zwar nicht vollständig klar, warum ihr Paul jenes häßliche Wesen zu seiner Frau machen wollte, allein: »Ehen werden im Himmel geschlossen!«

Und dann war sie so brav! — So mußte wohl Alles gut werden. Aber es ward nicht gut, sogar schlimm, und hier und da selbst recht schlimm.

Freilich sah dann Thalbach ein, daß die im Himmel geschlossenen Ehen auf Erden ausgestanden werden müssen. und er fragte dann bisweilen, wer denn eigentlich im Himmel die Ehen schließe? Er war zu fromm, um dem lieben Gott dergleichen in die Schuhe zu schieben. Auch den Heiligen wollte er solche Mißgriffe nicht zumuthen. Sie hatten ja alle auf Erden gelebt und kannten den Stand der Dinge. Vielleicht war ein alter Junggesellen-Engel mit der Angelegenheit betraut worden, der wenig von der Sache verstand. — Dem sei aber wie ihm wolle, Thalbach hatte ein Hundeleben. Nachdem ihn jedoch seine Frau fünfzehn lange Jahre hindurch geknöchelt und geschoren, schien der alte, unerfahrene Engel plötzlich ein Einsehen bekommen zu haben, und trug die Frau von Thalbach in jene Räume, von welchen, Gott sei Dank, kein Wiederkehren ist.

Als der Wittwer am Sarge der Verblichenen stand, weinte er aufrichtige und bittere Thränen. Er fragte sich, ob nicht auch *er* die Mitschuld getragen an all' dem häuslichen Jammer und Elend, und was ihm befiel von dergleichen, das bereute er mit Schmerzen und bat die Todte um ihre Verzeihung. Dann aber gab er den Dienst auf, der ihn, neben dem Willen seiner Frau, bisher in der Stadt gehalten, und zog in sein grünes Buchenthal. Dort

wurde ihm bald so wohl, wie ihm seit langer Zeit nicht gewesen. Die Einsamkeit that ihm wohl, und doch kam's ihm vor, als habe er bessere Gesellschaft als je.

In der alten Bibliothek zu Thalbach fanden sich gute ältere Bücher, neuere Werke brachte er aus der Stadt mit dorthin, und der Bote, der wöchentlich vom benachbarten Dorfe aus zur Stadt ging, schleppte von dort stets mächtige Packen der neuesten Literatur in das alte Waldschloß. Es ist ein schöner und ächt menschlicher Zug im Herzen der Sortiment's Buchhändler, daß sie nie einen »Freund« vergessen, wenn derselbe nur einigermaßen solvent.

Hatte Thalbach sich satt gelesen, so nahm er die Büchse zur Hand und streifte im Walde. Er war früher ein guter Schütze gewesen, und ward es bald wieder; als aber der Winter kam, zog er vom neueren Hause in's alte Schloß. Es war eine ganz verständige und treffliche Gewohnheit unserer Väter, im Winter die Sommerwohnung mit einer andern zu vertauschen, sie soll noch stattfinden in einigen Gegenden Norddeutschlands, auf dem Lande, und nichts ist zweckmäßiger für unser Klima, als dieser alte Gebrauch, der aber freilich gegenwärtig nur an wenig Orten noch einzuhalten sein wird.

Als Thalbach sich eingenistet hatte in einem der alten, mit reicher Holzvertäfelung versehenen Gemäcker des alten Gebäudes, als der erste Schnee draußen die Aeste

der Buchen und Eichen leicht bedeckte und diese sich bald darauf ächzend bogen unter seiner Last, als nicht mehr das geschwätzige Murmeln des Baches, unten im Thal, in der abendlichen Stille hinauf bis zum Schlosse drang, da der muntere Gesell in starren Banden gefesselt lag, als eisige Nebel sich über den Wald legten und des Morgens selbst die beschneiten Waldbäume unsichtbar machten, während um vier Uhr sich die wirkliche Nacht niedersenkte und Alles in undurchdringliche Finsterniß hüllte — da wurde es Thalbach erst recht gemüthlich und heimlich beim flackernden Feuer seines Ofens, beim Lichte seiner traulichen Lampe und beim Lesen der Bücher, die ihm seine Freunde, die Buchhändler, zugeschickt.

Er hatte den Winter gefürchtet; jetzt sah er, daß die Sache nicht so schlimm; das machte ihn froh, und er gewann bald Allem die beste Seite ab. Wenn die alte Schloßuhr sechs schlug, wie schüttelte er sich da in innerlichem Vergnügen. »Jetzt laufen sie drinnen in der Stadt in ihre unglücklichen Gesellschaften, saufen Thee und langweilen sich, oder fahren in's Theater und erfrieren sich die Füße! Weiße Halsbinde, schwarzer Frack, Handschuhe! Pfui Teufel!« — Er streckte die Füße gegen sein Feuer und blies mächtige Rauchwolken von sich aus seiner langen Pfeife. Gott segne euch, ihr alten Mauern! *Den* Schwindel haltet ihr mir fern!«

Bisweilen ließ er seinen Jäger kommen und nöthigte

dem Alten, einem von seinem Vater her ihm überkommenen Erbstücke, ein Glas Wein auf, unter dem Vorwande, eine Jagd zu besprechen, oder sonst ein Geschäft. Auch der alte Johann, sein Diener, blieb dann häufig länger im Zimmer, als eben nöthig, wenn er den Abendtisch besorgt und abgeräumt. Er gab Rathschläge und erzählte, wie das der »alte Herr« bei ähnlichen Gelegenheiten gehalten. Ueberhaupt waren fast lauter alte Leute im Hause. Die Köchin gab kaum den beiden Männern etwas nach an respectablen Jahren, und auch der Gärtner, der in einem der kleinen Häuschen des Neubaues wohnte, war ein Graukopf. Nur die Hausmagd war ein rüstiges Weibsen, indessen würdigte man sie kaum eines Blicks. Thalbach aber nannte man den »jungen Herrn,« und obgleich er schon die Vierzig angetreten, gebührte ihm wohl dieser Titel den anderen Greisen des Hauses gegenüber. —

Der Winter verfließt schnell auf dem Lande, — das mag den Städtern wohl sonderbar klingen, aber dennoch ist es so. Aber er geht nicht bloß *scheinbar* schneller vorüber, er ist auch kürzer *in der That*. Lange vorher blickt der Lenz mit seinen sonnigen Augen in die niedere ländliche Wohnung, ehe er in Eure fünfstöckigen Jammerpaläste dringt, die hinter ihren dünnen Mauern ein Heer von enge zusammengepferchten Miethsleuten enthalten.

Und diese sonnigen Blicke! Wie jagen sie da draußen

auf dem Lande den Schnee von Feld und Flur, wie hauchen sie ein junges Grün über die Triften, und wie lassen sie die alten Waldbäume wieder jung werden, knospen und sprießen! Dann regt sich das lustige Vogelvolk, zwar schon beschäftigt, sich einen Hausstand zu gründen, trotz all' dieser Familiensorgen aber dennoch stets heiter, leichtsinnig und munter. Die Lerche singt ihr einfaches Lied, wie sie es vor Jahrtausenden schon gethan, und das Menschenherz fliegt jubelnd mit ihr zum Himmel empor, sie besingt ja den Frühling, die Zeit der Hoffnung. — Dann rufen die Amseln und Drosseln im Busche, der eben zu grünen beginnt. Hoch über Euch in den Lüften meckert die Himmelsziege, und in der Dämmerung schnarrt die wandernde Schnepfe, flüchtig vorüberziehend am Saume des Waldes. Sie eilt nach fernen Landen, wenn sie es nicht vorzieht, bei uns zu bleiben, verspeist zu werden und uns die trefflichste aller Delicatessen mit dem unanständigsten Namen von der Welt zu bieten.

Und wie beginnt der Frühling in der Stadt? — Jene Delicatesse mit der unanständigen Benennung, wenn gleich in anderer Form, zeigt sich schuhhoch in Euren Straßen, und schmutziges Eis wird auf Wagen von keuchenden Pferden und fluchenden Fuhrleuten hinweggeschafft und in den Fluß geworfen, der sich mit grauen oder gelblichen Wogen mißfarbig durch Eure Mauern wälzt. Die Diener der Polizei laufen umher und

bezeichnen die saumseligen Straßenreiniger zur Strafe, oder man zeigt Hochwasser an, und einige Philister verkünden gleichzeitig nochmaligen Frost. Dann kommt ein Sonntag, und obgleich das Thermometer kaum einige Grade über Null zeigt, seht Ihr dennoch verschiedene Jünglinge in Sommerbeinkleidern einherschreiten. Es sind verfrühte Schwalben, welche, wie jene, nicht den Sommer anzeigen, aber des Abends Leibschnelden bekommen, eben so wie jene heroischen Damen, die ihren Kaffee bereits im Freien genossen haben und unter allerlei Vorwänden sich schleunig nach Haus begeben.

Endlich nach mehreren Wochen zeigt sich das wahre und ächte Zeichen des Frühlings. Man hat aus allen Verkaufsläden die Winterkleider entfernt, und die Sommer-Garderobe lächelt Euch in den neuesten, abenteuerlichsten Mustern aus allen Schaufenstern verführerisch an. Wenn Ihr hierauf, etwa eine Woche hindurch, alle Frauen und Jungfrauen Eurer Bekanntschaft und alle Zofen und Putzmacherinnen, welche Ihr kennt oder nicht kennt, mit Strohhüten in den Händen umherlaufen seht, welche zum Waschen, zum neu Bebändern oder weiß Gott zu was getragen werden, dann ist der Stadtfrühling eingezogen in seiner ganzen Pracht.

Der Winter war unserem Thalbach so rasch entschwunden, daß er ordentlich verwundert auf die oben angedeuteten Boten des Frühlings blickte. Aber auch

dieser ging rasch vorüber, der Sommer kam in's Land, und es war jetzt bald ein Jahr verflossen, seit Thalbach die Stadt verlassen. Da erhielt er eines Tages einen Brief von einer Tante, welche ihm mit einer großen Anzahl ziemlich überflüssiger Redensarten ankündigte, daß sie eine elternlose Waise zu sich in's Haus genommen, das Kind eines armen Officiers, der ohne alles Vermögen gestorben. Aber das Kind, ein Mädchen von acht Jahren, kränkle, der Arzt habe ihm den Aufenthalt auf dem Lande angerathen, und da sie, die Tante Henriette, das gute Herz des Neffen kenne, so wolle sie das arme kleine Mädchen auf drei oder vier Wochen zu ihm hinausbringen.

Thalbach war zuerst auf den Tod erschrocken, und hierauf gerieth er in gelinde Raserei. Er war so gemüthlich eingerichtet, er fühlte sich so glücklich in seiner Einsamkeit! Und jetzt? Jetzt sollte er zur Kinderfrau mißbraucht werden, und den schwächlichen Rangen eines Mannes, dessen Namen er nicht einmal wußte, die schönste Zeit des Jahres hindurch hätscheln und pflegen! — Dazu kam noch, daß die Tante geschrieben hatte: »*Auf drei oder vier Wochen hinausbringen.*« —

Man wußte, daß drei oder vier Wochen unter solchen Verhältnissen eben so gut drei oder vier Monate bedeuten konnten, und dann: »*hinausbringen!*« — Hatte die Tante Henriette, die rechthaberische, unangenehmste und widerwärtigste aller alten Jungfern, vielleicht vor, die drei

oder vier »Wochen« ebenfalls bei ihm in der gesunden Landluft zu verbringen?

Er schrieb zurück so lakonisch, wie die Tante ausführlich:

»Liebe Tante!«

»Ich bedarf keines kleinen und keines großen Mädchens, und die Luft in Thalbach ist so feucht und ungesund, daß ich Niemand aus der Stadt rathen möchte, auch nur einen einzigen Tag hier zuzubringen. Ich verbleibe in allem Respect Ihr Sie liebender, getreuer Neffe

Paul«

Ein Junge aus der Mühle im Thal trug dies artige Schreiben sogleich zum nächsten Städtchen, und schon des andern Tages mußte die Tante es erhalten haben. — Drei Tage lang hatte der liebende und getreue Neffe einen bedeutenden Moralischen über seine allerdings etwas derbe Art, sich auszudrücken. Am vierten begann er sich zu beruhigen. Am fünften freute er sich seiner Energie. Und am sechsten schleppten zwei müde Pferde eine ziemlich fossile Kalesche den holperigen Weg gegen Thalbach zu, und nachdem die Tante Henriette endlich aus derselben gestiegen und ihren Neffen umarmt hatte, führte sie ihm ein kleines blondes Mädchen zu und sagte wohlwollend: »Das liebe Kind heißt Clementine.« —

Thalbach war, als er die Angekommenen erblickt hatte, eben so wie beim Empfang des Briefes, tödtlich erschrocken, aber er hatte diesmal nicht wie dort Zeit, sich zu ärgern. Seine grobe Epistel fiel ihm schwer auf's Gewissen, und alle Furcht, die er in jüngeren Jahren vor der scharfen Zunge der Tante Henriette gehabt, kehrte plötzlich in sein Herz zurück.

Aber die Tante schien eine andere geworden, sie war die Liebenswürdigkeit in eigener Person, erwähnte des Briefes mit keiner Silbe, fand das Aussehen Thalbach's trefflich, die Gegend reizend, und erklärte, was schwer wog in der Wagschale Thalbach's, daß sie am nächsten Morgen mit dem Frühesten wieder abreisen werde. Aber so wenig sie des Briefes erwähnte, so wenig sprach sie von der kleinen Clementine, nachdem sie einmal ihren Namen genannt. Auch das Kind sprach wenig; es nannte indessen Thalbach Onkel, ging ruhig und still umher, sah aber nichts weniger als krank aus, und schien alle Anwesenden mit Gleichgültigkeit, die Tante aber mit einiger Furcht zu betrachten.

Der Tag verging, wie überhaupt ein Tag auf dem Lande, wenn man langweiligen Besuch hat. Da aber die Tante nicht von dem Briefe sprach, welchen sie übrigens unbedingt erhalten haben mußte, so sprach Thalbach seinerseits auch nicht von Clementine, ja, er betrachtete sich die Kleine eigentlich erst recht, als die Kalesche der Tante, welche Wort gehalten hatte und am andern Morgen

abreiste, hinter den Baumstämmen des Waldweges verschwunden war.

Beim Abschied hatte das Kind die Hand der Scheidenden geküßt, aber seine blauen Augen waren nicht naß geworden. Als Thalbach jetzt jedoch nach ihm hinblickte, schluchzte es heftig, ergriff seine Hand und rief unter Thränen: »Ach, Onkel, sei nicht böse, ich kann nichts dafür!« — »Für was?« erwiderte Thalbach verwundert. — »Daß ich hier bin. Die Tante hat's so haben wollen.« — Thalbach erwiderte nichts. Aber es fiel ihm jetzt schwer auf's Herz, daß er ohne alle weibliche Hülfe — denn die alte mürrische Köchin war kaum zu rechnen — einige Wochen hindurch ein kleines Mädchen beaufsichtigen solle.

Dann dachte er, was vielleicht auch der geneigte Leser denken mag, daß man wohl eine bessere Art und Weise hätte erfinden können, um die Kleine überhaupt nach Thalbach zu bringen.

Da sie aber einmal da und er selbst ein guter Kerl war, so streichelte er ihre blonden Locken, ging mit ihr in's Schloß zurück und sagte beruhigend: »Sei nur zufrieden, Clementine, es wird schon gehen.«

Und es ging wirklich. Er ließ ihr ein Schlafzimmer neben dem seinigen einrichten. Die Kleine war des Abends in die Federn gekrochen, ehe man sich's versehen hatte, und als er am andern Morgen leise ihr Zimmer öffnete, kam sie ihm bereits nett und reinlich gekleidet

entgegen. Er warf einen Blick auf die Stube. Es war Alles vollständig zusammengeräumt, selbst ihr Lager war aufgebettet. »Aber, Kind, wie hast Du denn das große, hohe Bett zurechtrichten können?« fragte er. — Sie zeigte ihm dies, indem sie, flink wie ein Eichhörnchen, auf einen Stuhl sprang und eifrig in den Kissen wühlte. — Thalbach schüttelte verwundert den Kopf, und die alte mürrische Köchin ließ sich's nicht nehmen, daß der Herr selbst das »Bett gemacht«, aus Vorliebe für den Grasaffen aus der Stadt.

Als Thalbach nach dem Frühstück die Kleine mit in den Wald nahm, und immer tiefer mit ihr hinein schritt in das Waldesdunkel, schien sie zuerst wie toll vor Lust und Freude, dann aber ward sie ernst und schritt stumm und schweigend neben ihm her. — »Was ist Dir, Kind,« fragte er endlich. — »In der Kirche darf man nicht reden,« erwiderte sie flüsternd.

Thalbach sprach wirklich kein Wort, denn er wußte in der That nicht, was er sagen sollte, aber er schüttelte verwundert den Kopf. Nachher erschienen ihm indessen seine alten Buchenstämme wirklich wie Säulen einer gothischen Kirche, und ihre Nester wie ihr Kreuzgewölbe. Er malte sich das Bild immer mehr aus. Da drangen plötzlich Glockentöne vom Kloster Maria-Buchen herüber zu den schweigend Einerschreitenden. Clementine zeigte mit der Hand nach der Richtung und nickte mit dem Köpfchen. »Siehst Du,« sagte sie leise,

»daß es eine Kirche ist, nur größer als die anderen.« —

Nach einigen Tagen bemerkte Thalbach, daß er, anstatt wie er fürchtete, ein Kind bedienen zu müssen, selbst einen Diener bekommen hatte. In der kürzesten Zeit hatte Clementine alle seine Gewohnheiten aufgefaßt, alle seine kleinen Bedürfnisse ihm abgelauscht, und wie man wohl deutlich sah, einfach um ihm gefällig zu sein, und keineswegs, um sich beliebt zu machen. Sie stopfte seine Pfeifen und brachte ihm Feuer; kam er von draußen, so trug sie ihm die Pantoffeln zu, und war er im Garten, so rückte sie den Stuhl an die Stelle, an welcher er gern zu sitzen und in's Thal hinabzublicken pflegte. Dabei war sie die Folgsamkeit selbst, obgleich ihr Thalbach kaum etwas zu sagen brauchte, da sie ihm Alles in den Augen ablas.

Was die Stellung Clementinens mit den übrigen Hausgenossen anlangte, so war diese die folgende: Mit den Hunden hatte sie bereits am ersten Tage eine, wie es schien, unverbrüchliche Freundschaft abgeschlossen; sie folgten ihr mit dem eigenthümlichen Gebahren, welches Hunde häufig Kindern gegenüber einhalten, und welches anzudeuten scheint: »Wir müssen eigentlich nicht thun, was Du uns befehlst, aber — wir thun's doch.« Dann aber spielten sie wieder mit ihr wie mit ihresgleichen und ließen sich von ihr gefallen, was mancher Erwachsene schwerlich hätte wagen dürfen.

Der alte Johann und der Jäger folgten ihren

vierbeinigen Untergebenen in einigen Tagen. Zuerst fürchteten sie allerlei Unbequemlichkeit durch die Ankunft des fremden Kindes; aber in kurzer Zeit thaten sie der »kleinen Freilin«, was sie ihr an den Augen absehen mochten. — Die Letzte, welche sich ergab, war die alte Sabine, die Köchin. Sie begann ihre Freundschaftsbezeigungen damit, daß sie eines Morgens Clementine fast mit Gewalt aus ihrem Zimmer entfernte und hierauf dasselbe in Ordnung brachte und aufbettete, was bisher die Kleine stets selbst besorgt hatte.

Und Thalbach? — Nachdem vierzehn Tage verflossen waren, dachte er mit Schrecken daran, daß die Tante kommen und Clementine mit sich nehmen könne. Er schrieb einen langen und umständlichen Brief an die erste, worin er besonders hervorhob, daß die Gesundheit der Kleinen sich nur sehr langsam bessere, und daß ein längerer Aufenthalt auf dem Lande unzweifelhaft von großem Nutzen für sie sein werde. Eben als er sein Schreiben beendet, kam Clementine in's Zimmer und fragte: »Wenn Du fertig bist, gehen wir nachher in den Wald, *Papa?*« — Thalbach drang ein heißer Strom zum Herzen. Es war das erste Mal, daß ihn das Kind so ansprach, ja selbst das erste Mal, daß er überhaupt Vater genannt wurde, da seine Ehe kinderlos geblieben war.

Welche Macht hat oft ein einziges Wort auf das menschliche Herz, welchen Zauber übt es aus, und wie läßt es uns oft plötzlich klar erkennen, was wir lange Zeit

hindurch vorher nur dunkel geahnt!— Thalbach fügte eine Nachschrift seinem Briefe bei, welche lautete: »Ich glaube kaum, daß die Kleine unter sechs Monaten ganz hergestellt sein wird.«

Nach einigen Tagen kam die Antwort der Tante Henriette. Sie schienen die Rollen gewechselt zu haben. Während sein Schreiben so lang wie ihr erstes gewesen, hatte jetzt ihr gegenwärtiges die Kürze *seines* ersten lakonischen Absage-Briefes. Aber er war innerlich erfreut beim ersten Blick auf die wenigen Zeilen. Sie nannte ihn »Er,« und er wußte, daß sie diese kaum mehr gebräuchliche Sitte älterer Zeit nur aufnahm, wenn sie in trefflicher Laune war. Der Brief selbst lautete:

»*Mon cher Paul!*

»Er ist nicht klug, oder macht Flausen. Das Kind war nie krank und ist's auch wohl jetzt nicht. Er kann sie aber behalten, ganz und gar, wenn Er will, denn ich glaube, daß ich ohnedies bald *ad patres* gehen werde.

Ich verbleibe Seine getreue

Tante Henriette.«

Die Wünsche Thalbach's waren jetzt erfüllt. Er überhäufte vor Allem die kleine Clementine mit Liebkosungen, und hierauf eröffnete er ihr, daß sie nun für immer bei ihm bleiben und Thalbach nicht mehr verlassen werde. — »Ich war also brav?« sagte das Kind.

— »Freilich; aber warum fragst Du?« — »Weil die Tante sagte, wenn ich recht brav sei, dürfe ich für immer bleiben, und würde Deine Tochter werden.« — »Die Tante,« sagte Thalbach, »hatte alle diese Winkelzüge nicht gebraucht, Du wärest auch so mein liebes Kind geworden!«

Des Mittags kochte die alte Köchin aus eigener Machtvollkommenheit eine süße Speise, von welcher sie wußte, daß sie ein Leibgericht Clementinens sei, und Johann und der Förster schmückten die Tafel mit zwei mächtigen Waldblumensträußen, und diese Aufmerksamkeit erfreute Thalbach abermals höchlich, weil sie ihm zeigte, daß sein Liebling auch bei seinen Leuten beliebt. —

Indessen gingen die Kind- und väterlichen Flitterwochen vorüber, wie alles Andere. Das heißt, Thalbach begnügte sich nicht mehr damit, seine Clementine anzublicken und Gott zu danken, daß er ihm so ganz auf unerwartete Weise ein so reizendes Töchterchen bescheert habe, sondern er sagte sich selbst, daß das Kind jetzt auch etwas lernen und vor Allem *erzogen* werden müsse. Er schrieb daher an die Tante und bat dieselbe, ihm eine Gouvernante zu verschaffen.

Als Antwort kam ein schwarzgesiegelter Brief, welcher Clementinens Taufschein, die Trau- und Todtenscheine ihrer Eltern und einige Zeilen von einem entfernten Verwandten enthielt. Thalbach erfuhr auf diese

Weise, daß der Vater Clementinens Hofmann geheißen und sammt seiner Frau gestorben, ohne einen Pfennig zurückzulassen. Ferner, daß die Tante ebenfalls das Zeitliche gesegnet und bereits einige Zeit vorher die jetzt überschickten Papiere zurechtgelegt. Auf einem beigefügten Zettel stand kaum leserlich gekritzelt: »Erbt nichts von mir; Er soll sie nur behalten.«

»Braucht auch nichts zu erben von der alten — —!« sagte Thalbach ärgerlich. Dann aber drückte er in öffentlichen Blättern den Wunsch aus, eine Erzieherin für seinen Liebling zu erhalten, und in Folge dieser Maßregel, und verschiedener hieraus entstandener Correspondenz, zog nach einigen Wochen die erste Gouvernante in Thalbach ein.

Bis Clementine das zwölfte Jahr erreicht hatte, wiederholte sich dieses Ereigniß noch dreimal, und als die vierte Erzieherin das Schloß verlassen, beschloß Thalbach, die vacante Stelle selbst zu übernehmen und Clementinens Erziehung zu vollenden. Diese Erziehung fiel aber keineswegs so aus, wie man unter solchen Umständen hätte vermuthen können.

Zwar lernte Clementine mit der Flinte umgehen und erwarb sich eben so einige Uebung im Pistolenschießen, aber sie trieb das jedenfalls nur, weil sie es die »Anderen« im Hause ebenfalls treiben sah. Sie hatte weder eine große Vorliebe für dergleichen Uebungen, noch eine besondere Fertigkeit in denselben, und der

gleiche Fall war es mit dem Reiten und dem Lenken eines Wagens. Hingegen las sie gern und viel; ihre gemeinschaftlichen Studien mit Thalbach im Französischen und Englischen hatten guten Erfolg, und fast gegen den Willen ihres Ziehvaters nahm sie sich, als sie heranwuchs, eifrig des Hauswesens an. Wenn man dazu nimmt, daß der lebhaft, empfängliche, ja poetische Sinn für Naturschönheiten, den sie als Kind kundgegeben, mit verdoppelter Stärke zurückzukehren schien, als sie zur Jungfrau heranreife, so hatte es den Anschein, als sei nichts gelungener, als die Erziehung dieses Kindes im einsamen Waldschlosse.

Aber Eins war vergessen worden. Clementine hatte weder Umgang mit Männern, noch mit Frauen. Nur in sehr seltenen Fällen, und dann selbst nur auf wenig Stunden, kamen Fremde nach Thalbach. Eben so selten und ebenfalls wieder nur auf kurze Zeit besuchte man das benachbarte Städtchen, und während auf der einen Seite einige Greise die Dienerschaft bildeten, war die nach dem Tode der alten Köchin neu eingetretene Haushälterin kaum mehr als eine lebende Koch- und Nähmaschine. Was Wunder also, wenn sich im Herzen des jungen Mädchens, das ganz allein auf den Umgang mit dem »Papa« und auf ihre Bücher beschränkt war, eine sonderbare, eigenthümliche Welt ausbildete — eine Welt voll Poesie, in welcher dennoch die Prosa keineswegs ausgeschlossen war, und eine romantische Anschauung

ihrer Umgebung, ohne alle Kenntniß der außerhalb ihres Kreises liegenden Welt; das sonderbarste und dennoch wieder, in Folge der Verhältnisse, ganz natürlichste Gemenge von Lebensansichten, von unklaren Hoffnungen, unbestimmten Wünschen, von selbst geschaffenen Pflichten und der tollsten Naivetät.

Thalbach selbst bemerkte das nicht. Er sah nur seine liebe, kleine Clementine, die seine Welt, sein Alles war. Mit Freuden sah er sie geschäftig walten im Hause, in welchem Alles doppelt zu gedeihen schien unter ihrer schaffenden Hand. Aber er lauschte ihren Worten mit Bewunderung, wenn sie ihrer Phantasie den Zügel schießen ließ, wenn sie der Natur ihre Stimme lieh oder ihm Märchen erzählte, die sie gelesen oder erfunden. Dann sprach sie von der Thalfee da unten im Buchenthale, die des Nachts im weißen, wallenden Gewande dahin zöge und wohlthätig die Gräser erfrische und die Waldblumen. — Oder sie sagte ihm, was der Bach zu ihr gesprochen, der, wieder unten im Thale, über die Kiesel hinweg springe. Wie er diese gescholten, daß sie ihn aufhielten in seinem Laufe, da er doch weiter unten die Mühlen treiben müsse und überhaupt vorwärts wolle, wisse er gleich selbst nicht genau wohin.

Zogen die Wolken hinweg über den Wald, so deutete sie ihm bisweilen ihre Gestalt, sie zeigte ihm Ritter und Reisige, Löwen, Drachen und allerlei fabelhaftes Gethier; wenn aber der Wind durch die hohen Kronen der

Waldbäume flog, dann wußte sie das Meiste zu berichten. Sie verstand die flüsternde Sprache der alten grünen Gesellen, sie hörte, wie sie sich wunderbare Dinge erzählten, vom alten herrlichen Leben da draußen im Walde, wie sie noch junge Stämme gewesen, und wie dort der Forst noch so dicht, daß kaum je der Fuß eines Jägers ihn betreten. Nur der Sturmwind habe in jener guten alten Zeit die Bäume gefällt, nicht die mörderische Axt, und mit den Bären und Wölfen habe sich's friedlicher gelebt, als mit dem habgierigen Menschenvolke. — »Wenn die Abendglocke herüber von Maria-Buchen ihre Klänge auf den Flügeln des Westwindes sendet,« sagte Clementine, »dann neigen sie ihre Häupter und verehren die Jungfrau, dann flüstern sie leise mit schwingenden, lang gezogenen Tönen sich einen Nachtgruß zu, und schlafen ruhig wie fromme Kinder, wenn nicht eben bisweilen die Windsbraut durch ihre Aeste fegt oder im Neumond der wilde Jäger über ihren Häuptern seine gespenstigen Schatten hinwegführt.

»Kind, Kind!« sagte einmal Thalbach, wie sie also schwärmte, »wer erzählt Dir all' diese tollen Dinge?« — »Eine heilige Fee,« erwiderte Clementine, »eine heilige Fee, die stumm ist und doch mit tausend Stimmen Gott lobt und zum Menschenherzen spricht — die heilige, stille Waldeinsamkeit!« — Verwundert wiegte Thalbach sein Haupt. Er verstand recht gut, was sie meinte, aber es kam ihm toll vor, daß seine kleine Clementine so groß

geworden und sprach wie ein Buch.

Er wunderte sich aber eines schönen Tages noch weit mehr. Es war einige Tage nach dem Peter- und Pauls-Feste, das man doppelt gefeiert auf Thalbach, da es auch das Namensfest des Hausherrn war; da trat Clementine in dessen Zimmer, geschmückt mit einem zierlichen Kranze. Sie hatte die letzten Rosen und die ersten Lilien auf die zierlichste Art mit frischem, lebendigem Waldmoos verbunden, und ihre Locken flossen in goldenem Glanze zwischen und unter den Blumen herab auf ihre vollen Schultern. Halb ernst, halb lächelnd trat sie auf Thalbach zu, der sie mit Wohlgefallen betrachtete.

»Papa, laß Dir etwas sagen, ich will heirathen,« begann sie. — »Bravo!« sagte Thalbach heiter; »das laß ich mir gefallen!« Und indem er auf die Weise einging, in welcher sie zuweilen zu sprechen pflegte, fuhr er fort: »Und wer ist denn der Glückliche? Ist es der Eichenkönig, der Buchenprinz, vielleicht ein Elfenfürst oder am Ende gar der einfache Waldmeister?« — »Nichts von Prinzen und Meistern und Elfen, es ist ein Mann, den ich heirathen will, ein Menschenkind.« — Thalbach erschrak heftig. Tausend verworrene Gedanken flogen mit Blitzesschnelle durch sein Gehirn.

Sie scherzte nicht, wie er anfänglich geglaubt, er kannte sie zu gut, und hörte es jetzt an dem Tone ihrer Stimme. »Großer Gott,« dachte er, »wen kann sie

meinen? *Wen* hat sie kennen lernen? Lläuft sie *darum* immer in den Wald? — Wen denn, wen denn?« fragte er endlich mit unsicherer Stimme — »*Dich*, Papa!«

Auch diesmal sah er wohl, daß sie nicht scherze. Aber eben deshalb wurde es ihm dunkel vor den Augen. Er trat einen Schritt zurück und stützte unwillkürlich die Hand auf einen Tisch. »Mich?« brachte er endlich mühsam hervor, denn die Zunge schien ihm am Gaumen zu Neben. »Mich?« — Er war todtenbleich geworden, Clementine aber purpurroth. Sie war eben ein Weib, wenn gleich aufgewachsen unter Greisen, unter Feen und Elfen. — »Magst Du mich nicht?« fragte sie endlich.

Thalbach sank auf einen Stuhl, aber er streckte die Arme gegen sie aus. Sie flog an seinen Hals, wie sie es vorher unzählige Male gethan, und küßte ihn eben so unbefangen wie immer. — Er hatte sie unwillkürlich umschlungen, aber dann ließ er die Arme sinken, und sie trat zurück. — »Es gilt also?« fragte sie. — »Allmächtiger Gott! Theures, geliebtes Kind, es geht ja nicht!« versetzte er. — »Es geht nicht?« sagte Clementine, ungläubig lächelnd, »es geht nicht? Ja, warum soll's denn nicht gehen?«

Thalbach hatte sich wenigstens in etwas wieder gesammelt. »Liebe Clementine,« sprach er, »sieh, Du bist eben achtzehn Jahre alt und ich bin fünfzig, siehst Du, ich werde — ich bin zu alt für Dich!« — »Zu alt? Zu alt?« Sie lachte herzlich. »Du bist ja der »junge Herr!« Da ist

der Johann, der Jäger, die alte Margarethe, die Patres drüben im Kloster, *das* sind alte Leute. Du, Du hast ja noch nicht einmal graue Haare!« — »Aber Kind, ich werde sie bekommen, während Du noch jung bist. Ich werde ja siebzig Jahre, bis Du noch nicht vierzig.« — »Vierzig Jahre, ich? Daran habe ich in meinem Leben noch nicht gedacht; aber warum müssen denn Mann und Frau immer das gleiche Alter haben? Das ist ja ein Unsinn, ich habe ja in einer Menge unserer Bücher gelesen, daß dies nicht immer der Fall.«

Thalbach wußte nicht, sollte er die Bücher, die sie gelesen hatte, verwünschen oder segnen. Vor ihm that sich ein Zaubergarten des Glückes auf, dessen Dasein er früher nicht geahnt und in welchen er sich jetzt nicht zu blicken getraute. Doch beschloß er, so ruhig als möglich mit Clementinen zu sprechen. Er zog sie auf einen Stuhl neben den seinigen und sagte halb ernst, halb lächelnd: »Jetzt sei mir aber einmal vernünftig, mein gutes, liebes Kind. Wie bist denn Du so auf einmal zu der Idee gekommen, zu heirathen?«

Clementine sah ihn ernsthaft an, dann hob sie ihre seine linke Hand und zählte mit der rechten an den Fingern die Gründe ab, welche sie zu ihrem Entschlusse gebracht. Es schien, als habe sie das Alles bereits lange vorher sich überlegt und in's Klare gebracht. »Einmal,« sagte sie, »steht in allen Geschichten, welche ich gelesen habe, daß die Mädchen heirathen, wenn sie groß sind.

Das thun die Prinzessinnen, die Burgfräulein, die Töchter der unschuldigen Landleute, ja selbst die Feenkinder und Wurzelweibchen, die ihrerseits Alraune und Kobolde heirathen. Freilich giebt's oft vorher Hindernisse und allerlei Spectakel, aber endlich thun sie's doch. — Zweitens mag ich nicht mehr die »Freilin« heißen, sondern will die Burgfrau sein. —« — »Das ist gewiß kein Grund,« unterbrach sie Thalbach; »Du bist jetzt gerade so gut wie eine Burgfrau, Du hast ja ohnedies schon längst das ganze Hauswesen unter Dir und —« — »Laß das Alles gut sein, Papa,« fiel sie ihm in's Wort. »Ich habe überlegt, daß, es nicht anders sein kann und daß ich Dich heirathen will. Ich könnte Dir noch viele Gründe sagen, aber es ist schon ganz genug —«

»Großer Gott,« dachte Thalbach für sich, »was hat sie Alles ausgebrütet, während sie da herumliefe wie ein Kind und von der Waldeinsamkeit die Sprache der Bäume lernte! Die mögen ihr schöne Dinge erzählt haben!« — Laut sagte er indessen: »Theures Kind, weißt Du, daß Du den wichtigsten Schritt in Deinem ganzen Leben thun willst?« — Sie nickte. »Ja,« versetzte sie. — »Aber hast Du denn um Gottes willen auch überlegt? —« — »Freilich,« rief sie, »Alles habe ich überlegt!« — »Nun,« erwiderte er mit halb erstickter Stimme, »so laß auch mich überlegen. Heute kein Wort mehr von der Sache, und erst morgen sprechen wir weiter.« — Sie nickte wie vorher, küßte ihn und lief hinaus. Er sah sie kurze Zeit

darauf in Haus, Hof und Garten unbefangen umhergehen, wie vorher. — Aber er?

Er barg eine Zeit lang sein Gesicht in beiden Händen, dann trat er an's Fenster und blickte mechanisch in den Garten, in den Wald, und endlich empor zu den Wolken, die langsam dahinzogen und zuletzt verschwinden, ohne daß er ihr Kommen bemerkt oder ihr Davonziehen. Er wollte überlegen, aber er konnte nicht. Er konnte bloß träumen. — Auch die Nacht verging ihm schlaflos, ohne daß er zu einem klaren Entschlusse kommen konnte. Zu plötzlich, zu überraschend und unerwartet trat ihm dieser Gedanke entgegen. Nie hatte er Clementine mit anderen Augen angesehen, als mit denen eines Vaters. So dachte er wenigstens. Jetzt aber kamen Zweifel über ihn, ob das auch wirklich der Fall. Daß er unsäglich erschrocken, als sie ihm eröffnete, daß sie heirathen wolle, ließ sich entschuldigen. Sie konnte ja, weiß Gott, welche verrückte Partie im Sinne haben. Aber warum war er fast ohnmächtig geworden, als sie *ihn* als den Auserwählten bezeichnete? — Wenn er sich zurückzurufen suchte, was ihn in jenem Moment so ungeheuer ergriffen hatte, so war's fast mehr das Uebermaß eines nie geahnten Glückes, welches ihn zu erdrücken drohte, als die Sorge, ob er auch für Clementine passe. Jetzt freilich stand auch dieses Bedenken riesengroß vor ihm, aber gleichzeitig konnte er sich auch wieder nicht läugnen, daß er Clementine nicht mehr als ein Kind, ja fast nicht mehr als

seine Tochter, sondern als eine vollendete Jungfrau, als ein *Weib* mit einem Wort anblickte.

Er ärgerte sich gewissermaßen, aber er konnte diese Vorstellung nicht los werden, und wenn er sein Alter gegen das ihrige hielt und sich die allzu große Ungleichheit vor Augen zu stellen suchte, so trat Clementinens Bild dazwischen in tausend verführerischen Gestalten, als Braut, als junge Frau, als Mutter! — Er — er war der letzte seines Stammes! — Wenn ihn rüstige Knaben umspielen würden! Papa! oder *Vater!* was tausendmal besser klingt! — Er verließ mit dem ersten Grauen des Tages sein Lager und ging in den Wald. »Vielleicht giebt die Waldeinsamkeit auch mir einen Rath!« dachte er. — Und sie gab ihm einen!

Als die Vögel sich zwitschernd von Ast zu Ast ihren Morgengruß zuriefen, als die Millionen von glänzenden, funkelnden Blättern oben im Baumgewölbe sich ebenfalls flüsternd und zitternd begrüßten, als die Thalfee zu seinen Füßen ihren Nebelmantel auf die Waldtiefe breitete, welche ihn dankbar aufnahm mit ihren unzähligen grünenden Spitzen und duftigen Blumenkelchen, und als endlich die Königin des Tages, die emporgestiegene Sonne, ihren strahlenden Liebesblick ausgoß über diese ganze, zu neuem Leben erwachte Natur, da ward ihm wunderbar wohl zu Muthe, und er fühlte sich frisch und kräftig, und mehr als das: er fühlte sich jung! — Die Waldeinsamkeit hatte

gesprachen. »Mit wem kann das Kind glücklicher sein,« hatte sie gesagt, »mit wem auf der ganzen weiten Gotteswelt, als mit Dir, mit Dir, der Du sie so unendlich liebst, mehr als Dein Leben, mehr als Alles, Alles auf der Welt?«

Er schritt fröhlich und leichten Sinnes heimwärts. Er war von seiner Unentschlossenheit befreit, er hatte einen festen Entschluß gefaßt, und, was die Hauptsache war, dieser Entschluß stimmte mit seiner Neigung, mit seinen Wünschen. Jetzt durfte er wirklich träumen, er brauchte jetzt nicht mehr zu überlegen und abzuwägen, und diese Träume waren die süßesten von der Welt.

Aber als er die Mauern seines Hauses, eben beleuchtet von den ersten Strahlen der Sonne, in der Ferne zwischen den glatten Buchenstämmen glänzen sah, da stand er plötzlich einen Augenblick still. Es schien ihm etwas in den Sinn gekommen zu sein, und er dachte offenbar nach über eine wichtige Sache. Dann schlug er sich, fast laut aufjubelnd, an die Stirn. »O, ich Thor!« rief er laut durch den Wald, »ich Thor! Ich *mußte* sie ja heirathen! Und das fällt mir jetzt erst ein!« Er lief jetzt mehr, als er ging, und hatte bald das Waldschloß erreicht.

Clementinens weißes Gewand schimmerte aus dem Garten herüber, und er eilte freudig dorthin. Sie sprang ihm entgegen. »Warum bist Du denn so früh in den Wald gegangen, Papa?« — »Du weißt ja, ich wollte mir bedenken, überlegen —« er stockte und war fast

schüchtern geworden dem Kinde gegenüber, oder vielmehr dem Wesen, welches er noch gestern als ein Kind betrachtet. — »Nun, was hast Du denn bedacht?« — Er blickte sie an, und so freudig und keck er vorhin allein für sich draußen im Walde gewesen, so befangen wurde er jetzt fast wieder. Sie kam ihm einmal vor wie seine eigene Tochter, dann wieder wie eine blühende, üppige, ihm fast unbekannte, fremde Jungfrau.

»Clementine,« sagte er endlich, indem er sich zwang, fest und bestimmt zu sprechen, »hast Du Dir's denn auch noch einmal bedacht? Willst Du mich denn wirklich?« — Sie flog ihm an den Hals und küßte ihn zärtlich. — Er zitterte fühlbar, als er hierauf ihren Arm in den seinigen legte und über den Hof auf das Haus zu schritt.

»Papa,« sagte Clementine, »Du mußt jetzt mich und hernach Dich selbst segnen, wie das die Väter bei solchen Gelegenheiten immer zu thun pflegen.« — Halb lächelnd erwiderte Thalbach: »Das ist eben das Einfältige bei der Geschichte, daß ich Dir und mir selbst immer noch wie ein Papa vorkomme. Wir müssen da einen Ausweg finden,« setzte er dann ernsthaft hinzu, »und da wir uns selbst so ohne Weiteres verlobt haben, so werden wir auch hiermit in's Reine kommen.« — »Du bleibst doch der Papa, wenn Du auch mein Mann bist,« rief Clementin's lachend, während er ein Gesicht machte, als wollte ihm das nicht recht gefallen.

Es hatte indessen den Anschein, als wären auch andere

Leute Clementinens Ansicht. Denn als sie zu der Pforte kamen, die in's Haus führte, und dort den alten Johann fanden und den Jäger, welcher gerüstet war, seinen Morgengang in den Wald zu machen, rief Clementine den Beiden zu: »Jetzt hört's auf mit der Freilin, jetzt werde ich die gnädige Frau! Der Papa heirathet mich.«

Da Clementine stets heiter und guter Dinge war und mit den Hausgenossen allerlei Scherz trieb, so lächelten die beiden Alten freundlich, so wie man eben den Scherz eines Kindes belächelt. Als aber Thalbach jetzt bei ihnen stehen blieb und ernsthaft, ja offenbar gerührt sagte: »Ja, ihr alten, treuen Diener, es ist so. Mein liebes, gutes Kind da will mich alten Kerl durchaus zum Mann haben. Ich habe nicht Nein gesagt, und wir sind jetzt Brautleute. Ihr dürft es auch den Anderen sagen.« — Als die Beiden diese offenbar nicht im Scherz gesprochenen Worte hörten, waren sie so verwundert, daß sie kein Wort hervorzubringen im Stande waren. Sie verbeugten, sich nur schweigend, und als Thalbach und Clementine in's Haus getreten waren, sahen sie sich wie erstarrt an.

»So Knall und Fall?« sagte endlich der Jäger, und Johann sprach kopfschüttelnd: »Das ist ja erschrecklich und gar nicht menschenmöglich! Sie ist ja sein ächtes, aufrichtiges, wildes, natürliches Kind!«, — »Hm,« erwiderte der Jäger, »wir waren am Ende doch auf Holzwegen, wenn er sie wirklich heirathet.« — »Er thut nur so, glaube ich,« brummte der alte Johann, »damit wir

irre werden, und die Brautschaft wird aufhören, wie sie gekommen ist.«

Die zärtliche Liebe, welche Thalbach schon von Anfang an für Clementine gehegt, hatte die Hausgenossen längst auf den Gedanken gebracht, daß Clementine seine natürliche Tochter. Sie sahen nichts Schlimmes bei der Sache, die ihnen längst als sicher und ausgemacht erschien; aber jetzt ärgerten sie sich, daß man sie nach so langer Zeit hinter's Licht führen wolle. — Die Köchin war derselben Ansicht, obgleich sie — die alte Sabine war vor mehreren Jahren gestorben, — noch nicht so lange im Hause, als die übrigen Diener. Bei sich selbst dachte sie: »Heirathet er die Freilin wirklich — und warum nicht? Die vornehmen Leute dürfen ja alle Spitzbübereien treiben! — so ist das immer besser, als wenn da eine andere Madame in's Haus käme, welche die Eier und die Kartoffeln vorzählt, die Lichtstümpfchen einschließt, in die der Fegeteufel gefahren ist, und welche überhaupt die armen Dienstboten coujonirt und karniffelt nach Noten. Mit der jungen da geht's noch passabel, an die ist man gewöhnt.« Am nächsten Sonntagmorgen kamen die Hofbauern, wie man dort in der Gegend die Landleute nannte, die einzelne Felder oder zusammenhängenden Besitz, *Höfe*, vom Gutsherrn gepachtet. Sie kamen glückwünschend und brachten kleine Geschenke, Eier, Geflügel, Käse, wohl auch einen mächtigen Brodstollen, alles Das geschmückt, je nach Art

der Gabe, mit hochrothem oder blauem Bande und mit dem duftenden Rosmarin, dieser ächt idyllischen Festpflanze des Landvolks, die dem Städter nicht vornehm genug ist, und welche doch in ihren schlanken, dunkelgrünen Blättern so trefflichen Wohlgeruch birgt — und, für Manchen, so süße Erinnerungen.

Freudig und dankend mit herzlichen Worten nahm Clementine all' diese Dinge in Empfang. »Siehst Du, Papa,« sagte sie, als die Leute wieder gegangen, »siehst Du, wie Alles schon anfängt herrlich zu gehen, und wie uns der Segen in's Haus fällt?« — »Ja,« erwiderte Thalbach, »und auch ich freue mich herzlich. Aber, höre einmal, Du mußt — Du kannst mich doch für die Folge nicht mehr »Papa« nennen, das klingt ja — sonderbar.« — »Ja, Papa, wie soll ich Dich denn heißen?« rief Clementine lachend. »Ich kann Dich doch nicht Thalbach oder gar *Paul* nennen? Das wäre ja noch toller. Du bleibst immer mein Papa.« — Thalbach kratzte sich hinter den Ohren. »Ich glaub's beinahe selbst,« sagte er; »aber warte einmal, sage »Vater«, so nennen häufig die Frauen ihre Männer. Das ist so ein Uebergang.« — »Du bist eben immer am klügsten, Papa!« sagte Clementine; »ja, ich werde Dich jetzt Vater nennen. Das ist so viel wie Mann und Papa zugleich.« Sie sagte es wohl, aber hielt es nicht, denn oft genug verfiel sie in das alte, verpönte Wort. —

Thalbach's Bedenken waren gehoben. Wenn auch vielleicht der Unterschied des Alters bisweilen einen

trüben Schatten auf sein Glück warf, er war dennoch immerhin glücklich. Und zudem hatte er an jenem Morgen ja sogar einen Vernunftgrund gefunden. Er hatte zu sich selbst gesagt: »Ich *mußte* sie ja heirathen!« — Zum Theil und vom hausbackenen Geldpunkte aus hatte er auch nicht vollkommen Unrecht, Thalbach's Besitz war fast gänzlich Lehn, so daß, starb er kinderlos, dasselbe an entfernte Verwandte fiel. Warf ihm aber auch dieser Besitz hinreichend ab zu gemüthlichem Leben, an's Sparen und Geldsammeln hatte er nie gedacht. Weiß Gott, wie das kommt, aber es geht Vielen so! — Starb er aber, so konnte er in Folge dessen Clementinen nur wenig hinterlassen; war sie indessen seine Frau, so ließ sich, selbst bei kinderloser Ehe, mit jenen Verwandten wohl unbedingt ein vortheilhafter Vergleich treffen, und ein reicher Wittwengehalt blieb ihr auf alle Fälle. — Das war also der Grund, warum er sie heirathen »*mußte*.« —

Man hatte auf Schloß Thalbach seit jenen Erklärungstagen einige Wochen, wie man zu sagen pflegte, in den Tag hinein gelebt, und Thalbach gestand sich, daß er nie so fröhlich und heiter gewesen, wie eben zu jener Zeit. Aber er bemerkte auch, und das zwar ebenfalls keineswegs zu seinem Mißvergnügen, daß er Clementine von Stunde zu Stunde mehr als Weib zu betrachten begann, und daß das Kind, die Tochter, mehr und mehr in den Hintergrund traten, ja zu Zeiten fast ganz verschwanden. Das aber schuf ihm dennoch Bedenken.

—
Als sie ihn daher eines Tages recht herzlich geküßt hatte, schob er sie sanft von sich und sagte: »Heute noch will ich schreiben und die nöthigen Schritte thun, damit wir bald Mann und Frau werden, und morgen wollen wir in's Kloster gehen und die Hochzeit bestellen.« — Clementine schlug jubelnd die Hände zusammen. »Das ist prächtig!« rief sie; »ich war seit ewigen Zeiten nicht dort!«

Das Kloster Maria-Buchen lag etwa eine halbe Stunde weit von Schloß Thalbach entfernt auf demselben Thalabhänge, und hatte fast dieselbe Umgebung, wie jenes, nur fiel der Berg dort steiler ab, und während hinter den Klostergebäuden die rothen Sandsteinfelsen zwischen Baum und Busch malerische Gruppen bildeten, war der Klostergarten in mehrere und schmälere Terrassen getheilt, als der zu Thalbach. Aber so wie dort umgab der frische Wald das bescheidene einstöckige Klostergebäude mit seinen kleinen viereckigen Fenstern, und so wie dort sah man von jedem Fenster hinaus in das duftige Grün und hörte unten im Thale den Bach mit geschwätziger Eilfertigkeit murmelnd seinen Lauf verfolgen.

Die Bewohner dieses Klosters waren drei einfache, schlichte alte Männer, grau geworden im Dienst der Kirche, welchen sie aber bescheiden darauf beschränkten, ihren Nebenmenschen nützlich zu sein nach ihrer Weise

mit Rath und That. Ohne Zweifel waren sie nichts weniger als gelehrte Theologen; aber, selbst entsprossen aus dem Stande der Landleute, wußten sie am besten, wie diesen zu helfen sei in ihren Scrupeln und Kümernissen, und wenn der Rath, den sie ertheilten, oder der Trost, den sie spendeten, vielleicht nicht selten in derben Ausdrücken gegeben wurde, so drang er deshalb doch zum Herzen. Sie kannten die Denkweise der bei ihnen Hülfesuchenden, sie sprachen ihre Sprache, und da sie guten Willen hatten, so hatten sie auch fast immer guten Erfolg.

Konnte man es diesen, in der Einsamkeit ihres Klosters alt gewordenen Menschenkindern verargen, daß sie fest an die einfache Legende glaubten, welche ihr Asyl entstehen ließ? Kaum, selbst wenn man den frommen Glauben für eine Thorheit hält, oder unter Umständen, wenn man's eben brauchen kann, wohl auch für ein Verbrechen! —

Diese schlichte Legende aber, und wir hörten sie vor vielen Jahren selbst aus dem Munde jener gläubigen Greise, war folgende: In alter, längst vergangener Zeit, als Schloß Thalbach noch nicht bestand, und die jetzt auf der Höhe des Berges und im Walde liegenden Dörfer blos noch aus wenigen Hütten bestanden oder aus einzelnen Gehöften, führte dennoch schon ein Waldpfad herab von der Höhe in's Thal und auf den Fluß zu, an dessen Ufern sich bereits mehr Menschen angesiedelt, dort Ackerbau

trieben oder Viehzucht oder auch andere Dinge, und dabei lebten, hofften und starben, wie das noch heute geschieht an allen Orten.

Ein Hirtenknabe, der theils unten im Thale, theils auf den mit Gräsern bewachsenen Blößen des Waldes das Vieh hütete, schnitzte einstmalen ein einfaches Bild der Mutter des Herrn. Die heilige Jungfrau war ihm nicht im Traume erschienen, wie sie bisweilen Künstlern und frommen Leuten diese Gnade zu erzeigen pflegte, auch hatte er kein besonders gutes Vorbild, denn das Kirchlein unten am Ufer des Flusses, welches er bisweilen besuchen durfte, war spärlich bedacht, und hatte nur geringes, ärmliches Bilderwerk. Dennoch aber war ihm sein Muttergottesbild ganz erträglich gelungen, und da die Jungfrau ihn nicht ihres Anblicks gewürdigt, so half ihm der Glaube und lehrte ihn sein einfaches Hirtenmesser führen.

Als das Bild vollendet war, befestigte er es an einen mächtigen Buchenstamm, an welchem der vorhin erwähnte Waldpfad vorüberführte. Jetzt bezeugten, und das wollte der Hirtenknabe, die Vorübergehenden dem Bilde der Gottesmutter ihre Ehrfurcht, sprachen, ehe sie weiter gingen, ein kurzes Gebet, und es fand sich bald, daß die dort ausgesprochenen Wünsche, waren sie nicht gar zu ungeschickt und unmöglich nach dem vom lieben Gott nun einmal eingerichteten Gange der Welt, erhört wurden und in Erfüllung gingen. Auch Kranke und

Preßhafte, welche dort mit wahrer Andacht um Erlösung von ihrer Heimsuchung baten, wurden erhört.

Zugleich aber zeigte sich eine andere sonder- und wunderbare Eigenschaft des Bildes am Buchenbaume. Kein Jude durfte vorübergehen an demselben, ohne eine Art Leibzoll zu zahlen, wie das gebräuchlich an Brücken und Straßen. Nur mußte, statt des zu zahlenden Pfennigs oder Groschens, hier am Buchenbilde der Hebräer ein Kreuz schlagen. Dann konnte er friedlich seines Weges ziehen. That er das aber nicht, so blieb er gebannt an die Stelle, als hätten seine Füße Wurzel geschlagen in den Boden, wie die alten Bäume um ihn her. Einen weiten Umweg zu machen durch den Wald war nicht rätlich wegen allerlei Fährlichkeit in dem fast undurchdringlichen Forste. So zogen denn die Jüdlein, wenn sie des Weges kamen, schon von der Ferne ihre Hüte, nahten sich dem Bilde mit tiefer Reverenz und demüthigem, respectvollem Wesen, und nachdem sie das Kreuz geschlagen, entfernten sie sich mit höflichen Mienen und im Innern bald berstend vor Galle und Bosheit. Merkwürdigerweise sah hier die heilige Jungfrau mehr auf äußerliche Artigkeit, als auf das Herz, sie wird jedoch wohl ihre Gründe gehabt haben, da einmal eine Ausnahme zu machen.

Eines Tages aber kam ein großer und mächtig starker Jude des Weges, welcher vorher schon schwere Eide geschworen, daß er das Kreuzeszeichen nicht machen

und dennoch vorübergehen wolle. Als er indeß dicht am Bilde stand und sich gefangen und festgehalten fühlte von unsichtbaren Banden, wie es auch seinen Glaubensgenossen ergangen, gerieth er in eine maßlose Wuth und stieß unter grauenhaften Flüchen sein Messer in das Herz der Jungfrau. Da drang von den Lippen des Bildes ein dreimaliger, weit durch den Wald hin schallender Wehruf, und aus der durchbohrten Brust floß ein reichlicher Blutstrom. Der Frevler aber mußte ausharren am Bilde und konnte selbst die Hand nicht entfernen von seinem blutigen, noch heute im Herzen der Jungfrau steckenden Messer, fast vergehend vor Grauen und Wuth, bis endlich Christen kamen, die ihn befreiten.

So erzählt die Legende; sie sagt indessen nicht, auf welche Weise diese Befreiung in's Werk gesetzt wurde, und es ist überhaupt von dem »boshaften Juden« nicht ferner die Rede. Gläubige Seelen aber steuerten zusammen; man errichtete ein Kirchlein an der Stelle, wo die Buche gestanden, und nachdem man das wunderbare Bild in dasselbe gesetzt, baute ein Einsiedler an die kleine Capelle seine Hütte und diente der heiligen Mutter, bis endlich nach Jahren die Söhne des Matthäus von Bassi sich dort ansiedelten und so die kleine Waldcapelle zum Kapuzinerkloster wurde.

Das Muttergottesbild steht noch heute in der bescheidenen Klosterkirche, eben so bescheiden, wie diese selbst, und wirkt diese Repräsentantin der heiligen

Mutter auch keine auffälligen Wunder und macht wenig von sich reden, so sagt man doch, daß sie Vielen geholfen aus Wasser- und Feuergefahr oder anderer Fährlichkeit, die sich in der Noth an sie gewendet, und unbedingt hat sie manchem armen, gläubigen Herzen wunderbaren Trost gespendet. — Solches ist die Gesuchte der Entstehung des Klosters Maria-Buchen, wie sie noch heute im Munde des Landvolkes der Umgegend lebt, und noch leben wird, — wer weiß, wie lange! —

Clementine hatte, der Form halber, in der Stadt einen Vormund bestellt erhalten, der aber, da sie nicht das mindeste Vermögen besaß, eigentlich wenig oder nichts zu thun hatte mit den Geschäften seiner Mündel. Thalbach sorgte für ihre Bedürfnisse, und jährlich einmal schrieb der Vormund an ihn, erkundigte sich nach dem Befinden seiner Mündel und dankte in ihrem Namen für die väterliche Fürsorge Thalbach's.

Da man, wenn man sich zu verehelichen gedenkt, neben einer Unzahl anderer Dinge, auch noch eine bestimmte Menge von Zeugnissen und Attesten bedarf, so schrieb Thalbach am Morgen des folgenden Tages an jenen Vormund, ihm zur Erlangung einiger derselben behülflich zu sein, welche eben noch nicht in seinen Händen waren. Dann nahm man die Mittagsmahlzeit ein, und hierauf brach man auf nach dem Kloster. Trotz der Hitze war's dennoch frisch im Walde, und unsere Wanderer schritten heiter und guter Dinge durch die

schattigen Waldpfade dahin.

»Ich hoffe,« sagte Thalbach, »daß in etwa vierzehn Tagen all' dieses unnöthige Nöthige beisammen sein wird, und drei Tage später gehen wir dann denselben Weg wie heute, zu meinem und, wie ich nichts sehnlicher wünsche, auch zu Deinem Glück.« — Clementine pflichtete ihm bei, und nach einer kleinen Weile fuhr er fort: »Vor Winter aber gehen wir noch einmal zur Stadt, damit wir uns doch ein wenig einrichten können, wie's jetzt Mode ist, und damit ich einigen Verwandten und Bekannten meine kleine Frau da vorstellen kann.«

»Oh,« erwiderte Clementine, »das Einrichten nach der Mode wollen wir sein lassen. Deine »kleine Frau« will lustig in dem Neste sitzen bleiben, in dem Du sie aufgefüttert und großgezogen hast, und hat keine Sehnsucht nach neuen, modischen Dingen. Und dann wegen der Verwandtschaft und dem Vorstellen, das geht wieder nicht. Ich würde eine schöne Rolle spielen unter den feinen Damen da drinnen in der Stadt! Ich hab's gelesen in mehreren Büchern, wie sie da böse Mäuler haben und sich lustig machen über das Gänschen vom Lande. Nimm Du mich lieber nächstes Frühjahr mit in eine andere fremde Stadt, oder in mehrere. Da sehe ich's ihnen ab, wie sie sich drehen und wenden, und wenn sie nicht wissen, wer ich bin, merken sie's gar nicht, wenn ich anfänglich etwas nicht ganz recht mache. Kann ich Alles, wie es sein soll, dann, in Gottes Namen, zu den

Vettern und Basen!« — Thalbach war höchlich erstaunt, sie so bescheiden und vernünftig sprechen zu hören; er sagte ihr das, und unter solchen und ähnlichen Gesprächen erreichte man endlich das Kloster.

Als der dienende Bruder durch das kleine Gitterfenster der Thür Thalbach's und seine Begleiterin erkannte, öffnete er eilfertig und führte Beide unter vielen Verbeugungen zum Guardian, welcher sie ebenfalls auf's Freundlichste bewillkommte und in's Refectorium führte.

Wie es allenthalben Sitte ist auf dem Lande, so brachte auch hier alsbald ein anderer Pater auf hölzernen Tellern allerlei Erfrischungen, Frühobst, kräftiges Schwarzbrod, Butter und Wein, den Thalbach kostete und »rein und angenehm« fand. Der Guardian aber lächelte und sagte: »Guter gnädiger Herr, Sie sind eben immer scherzhaft aufgelegt! *Rein* kann der Wein sein, und, wenn es Gottes Wille ist, auch vielleicht *gesund*, aber angenehm? Du lieber Gott! Er ist ja so grainsauer, daß es beinahe eine Schande, ihn Euer Gnaden vorzusetzen.

Thalbach lachte und versetzte: »Nun, an übertriebener Süßigkeit leidet er gerade nicht, aber, wie ich sage, rein ist er und recht erfrischend.« — Der Guardian zog die Schultern. »Eben heute, bei so festlicher Gelegenheit,« sprach er, »denn ich rathe bereits, warum unser armes Kloster die Ehre von Euer Gnaden hat, muß unsere Bewirthung so schlecht ausfallen, während unser Bettelsäcklein in Euer Gnaden Schloß immer mit den

besten Sachen vollgestopft wird!«

Jetzt sah sich Thalbach nach Clementine um, um sie dem Guardian als seine Braut vorzustellen und die Trauung zu bestellen, welche in der Klosterkirche vor sich gehen sollte. Aber sie war nicht mehr im Refectorium, und er sah sie im Garten von Terrasse zu Terrasse bergabwärts springen, was er ihr als Kind oft verboten hatte, da er es für gefährlich hielt. — Er rief sie, und jetzt sprang sie die zerfallenen und mit Moos überzogenen Steinstufen flüchtig aufwärts, und stand einige Minuten später im Refectorium. »Ich war nun ewige Zeit nicht hier,« sagte sie, »und als Kind fast täglich; da wollte ich noch einmal mein altes Vergnügen haben, ehe ich eine Frau werde und ganz ernsthaft sein muß.«

Jetzt besprach man das Nöthige, und nachdem Thalbach versprochen, den Tag und die Stunde der Trauung zu bestimmen, sobald aus der Stadt die nöthigen Papiere gekommen wären, trennte man sich.

»Höre, Clementine,« sagte Thalbach, nachdem sie ein Stück Weges zusammen gegangen, »mir fällt etwas ein. Der alte Thalmüller brachte uns jüngst, als wir eben nicht im Hause, ein Geschenk. Es ist noch hoch am Tage und bis zur Mühle nur ein halbes Stündchen. Lauf' hin und sage dem Alten ein freundliches Wort, Du bist lange vor Dämmerung wieder zu Hause, und ich will unterdessen dort hinüber auf den Anstand gehen.« Er zeigte bei diesen

Worten auf den Berg, der die andere Thalwand bildete. — Sie stiegen jetzt in Folge dieses Vorschlags abwärts und trennten sich hierauf unten im Thale, indem Clementine thalaufwärts ging, Thalbach aber den jenseitigen Berg aufwärts kletterte.

Als er eine Zeit lang gestiegen, machte er Halt, um ein wenig auszuruhen, und blickte in's Thal. Da sah er, wie Clementine, anstatt den bequemen, trockenen Fußpfad längs des Baches zu verfolgen, in diesem selbst ihren Weg fortsetzte, indem sie von Stein zu Stein sprang und wohl auch bisweilen in's Wasser treten mußte, wenn eben kein vorstehender Kiesel in erreichbarer Nähe. Er blickte wohlgefällig auf das kindliche Treiben.

»Die nassen Füße,« sagte er zu sich selbst, »schaden ihr nicht; es ist keine verzogene Stadtmamsell, die den Schnupfen bekommt, wenn sie auf einen feuchten Strohhalm tritt; aber sie ist immer noch ein braves munteres Kind, trotzdem sie zur vollendeten Jungfrau herangereift.« Sein Glück trat ihm recht lebhaft vor Augen, und er kletterte rüstig wie ein Jüngling den ziemlich steilen Abhang aufwärts, sich immer beschäftigend mit den heitersten Bildern. Als er auf der Höhe des Berges angekommen, blieb er stehen und blickte um sich.

Es war eine treffliche Fernsicht. Rechts die Höhen der Berge, Wald, und auf einzelnen lichten Stellen Dörfer und Fruchtfelder um dieselben. Links das Thal, welches

er so eben verlassen. Unter ihm lagen die Dächer des Klosters, und etwas weiter entfernt die seines eigenen Hauses, aus dessen Schornstein ein schwacher Rauch sich emporkräuselte. Er blickte vergnügt dorthin und lauschte auf das Klappern der Thalmühle noch tiefer unten im Buchenthale, denn dort mußte jetzt Clementine bereits angekommen sein, und er konnte sich sein Haus nicht denken ohne den gleichzeitigen Gedanken an sie.

Dann blickte er weiter hinaus über das Thal und in die Ferne. Man sah dort zum Theil die Ufer des Flusses und diesen selbst, sich windend in allerlei Krümmungen durch die grüne Fläche, denn meist bildeten Wiesen den Thalgrund. Dazwischen dann bescheidene Dörfer, wohl auch ein blinkendes, weißes Herrenhaus, und ganz in der Ferne, dort, wo die Berge den Lauf des Flusses bereits wieder verbargen, das Landstädtchen. Hinter diesem aber verschwamm bald das Grün des Waldes in ein duftiges Blau, endlich nur undeutlich geschieden vom Himmelsgewölbe, denn dort begann und zog sich weit hin in die Ferne eine unserer größeren deutschen Waldungen. — Thalbach war lange nicht an dieser Stelle gewesen, und jetzt kam eine heilige Erinnerung über ihn, eine Erinnerung aus seiner ersten Jugend- oder Kinderzeit, aus diesem süßen Paradiese des reinsten Glaubens.

An einem Abend wie der heutige, so sonnig, so ruhig und so klar, hatte ihn, als er fast noch mehr Kind als

Knabe war, sein Vater mit an diese Stelle genommen. Nie vorher war er dort gewesen, ja er hatte überhaupt noch niemals so weit hinausgeblickt in die Welt. Alles erschien ihm dort in unendlicher Größe, und er staunte, daß ihm vorher niemals der Gedanke daran gekommen, wie groß die Welt sei. Das Haus, der Garten, die nächsten Berge, das allein war bisher seine Welt.

Entzückt und verwundert blickte er um sich, seine Augen funkelten, und seine jugendliche Brust hob sich bei all' den Wundern, die ihm da plötzlich entgegentraten. Da fragte ihn sein Vater ruhig: »Weißt Du denn auch, Paul, wer alles das gemacht hat?« — Fast ward sein Erstaunen jetzt noch größer, daß er auch daran noch nicht gedacht hatte. Einen Augenblick blickte er auf zu seinem Vater. Sollte dieser —? Was traut in diesen Jahren ein Kind nicht seinem Vater zu! — Aber nein, — es konnte doch nicht sein, er sah es schon an seinen Augen, daß von jemand Anders die Rede war. — »Nun, Paul, weißt Du's?« — »Nein.« — »Ich will Dir's sagen, das hat Alles *Gott* gemacht.« — Da kamen die ersten heiligen Schauer über den Knaben. Gott! Gott! — »Wo ist Gott?« rief er, und als sein Vater schweigend nach oben zeigte, sank er auf die Kniee und streckte die kleinen Arme aus nach dem Himmel, obgleich ihm Niemand vorher gesagt, daß man knieend Gott verehere. Das war sein erstes Gebet. Boden mit üppigem, tief dunkelgrünem Graswuchse bekleidet und Alles von eben so gefärbten Waldbäumen

umstanden war, rechtfertigte sich sicher die Bezeichnung »grüne Mühle.«

Als man ihm später sagte, daß Gott noch weit mehr gemacht, als das, was er dort gesehen, daß er die Sonne geschaffen, die Sterne und den Mond, daß er unendlich weise, gütig und barmherzig sei, da betete er wohl wieder zu jenem Inbegriff aller Liebe nach seiner kindlichen Weise, aber jenes heilige Erbeben kam dennoch nicht über ihn, wie es bei jenem ersten Gebete ihn durchschauerte. — Und dieses ersten Gebets gedachte er jetzt.

Welchen Zauber, welchen unendlichen, oft so reizenden, oft aber auch so wehmüthigen Zauber üben ähnliche Erinnerungen aus auf unser Gemüth! — Thalbach streckte die Arme empor, und während seine Augen feucht wurden, stieg jetzt wieder ein Gebet auf zum Himmel, ein stummes zwar, denn seine Lippen bewegten sich nicht, aber dennoch ein heißes, inbrünstiges Gebet, in dem er Gott dankte für all' das Glück, welches er ihm gegeben, und für die Fähigkeit, es ganz zu fassen und zu begreifen. — —

Nachdem Clementine noch eine Zeit lang unten im Bache von Kiesel zu Kiesel gehüpft, verließ sie endlich doch ihren nassen Pfad, um sich auf den trockenen, nebenan befindlichen, zu begeben, und bald sah sie die Thalmühle vor sich.

Sie nannte in ihrer Sprache die Mühle stets die *grüne*,

und die Bezeichnung war größtentheils wirklich bezeichnend. Stärker hervortretend als an anderen Stellen des Thales, bildeten nämlich ziemlich mächtige Sandsteinfelsen dort einen kleinen Kessel, in dessen Mittelpunkt die Mühle lag, und das von einer Felswand abwärts springende Wasser trieb deren einziges, kunstloses Rad. Aber diese Felswände waren grün, das Dach der Mühle war grün, zwei ihrer Seitenwände, welche mit Holz bekleidet, waren grün, und endlich war auch das Rad grün, welches unbedingt ein Zeichen war, daß dasselbe nicht selten längere Ruhepausen machte, welche dem grünen Moose auf ihm festen Fuß zu fassen gestatteten, das die Felsen, das Dach und die Holzwände der Mühle bedeckte. — Da überdies noch, wo eben nicht Wasser war, der Clementine schritt leichten und sichern Fußes über das schmale, schlüpfrige und zum Theil ebenfalls mit Moos überzogene Brett, welches über den Mühlbach führte, und wollte eben in die zur Wohnstube des Müllers führende Thür eintreten, als der Müller unter derselben erschien, dort stehen blieb und, wenn gleich mit ersichtlicher Verlegenheit, dennoch dem jungen Mädchen den Eingang verwehren zu wollen schien.

»Na, Jacob,« sagte Clementine, »warum pflanzt Ihr Euch hierher? Laßt mich hinein.« — »Ach, gnädiges Fräulein Clementine,« erwiderte der Müller ängstlich, »ich darf nicht! Das Opfer ist drinnen, und —« — »Was ist drinnen?« rief Clementine in höchster Verwunderung!

»Das Opfer? Was für ein Opfer denn?« — »Ach,« sagte der Müller weinerlich, »ich habe als deutscher Mann geschworen, daß ich's nicht verrathen will, und jetzt hab' ich's vergessen.« — Clementine lachte. »Wenn das ist,« rief sie, »brecht Ihr Euern Eid gewiß nicht; aber ich glaube, Ihr seid ein wenig verrückt geworden, oder Ihr wollt mich foppen!«

Mittlerweile aber hatte sie über die Schulter des Müllers in die Stube geblickt, und es kam ihr vor, als sei im Innern des Zimmers die in eine Nebenkammer führende Thür, welche vorher angelehnt war, ein wenig geöffnet worden, so als lausche Jemand an derselben. — »Vorwärts!« sagte sie jetzt, schob den Müller bei Seite und schlüpfte in die Stube. In dieser befand sich Niemand, und als der Müller jetzt nach ihr ebenfalls eintrat, bemerkte er, wie es schien sehr beruhigt: »Gott sei Dank, er ist durchgebrannt!«

Clementine, welche bisher verstohlen fortwährend nach der Thür geschielt hatte, die sich, wie es ihr vorkam, jetzt wieder ein wenig bewegte, sagte jetzt halb ärgerlich, halb lachend: »Ich glaube, guter Jacob, Ihr habt irgendwo einen Wilddieb oder einen Spitzbuben versteckt; aber stellt Euch nicht so einfältig an, ich werde Euch nicht verrathen.« — »Ach,« rief der Müller, »Fräulein Clementine, das weiß ich; aber es ist kein eigentlicher Spitzbube, und jetzt ist mir's auch eingefallen, wer es ist; und da Sie's doch schon halb und halb errathen haben, so

darf ich es wohl sagen. Es ist das Opfer der Tyrannei.« — Ehe aber Clementine Zeit hatte, ihre Verwunderung auszusprechen oder sich näher zu befragen, öffnete sich die bewußte Thür, und aus derselben trat ein junger Mann, welcher mit anständiger Haltung auf das junge Mädchen zuschritt und sich ehrfurchtsvoll vor ihr verneigte.

Die Kleidung dieses Jünglings, denn er war es fast noch, bestand aus jener uralten deutschen Tracht, welche nebst einigen anderen Dingen im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts von einem Theil unserer studirenden Jugend erfunden wurde, und der knapp anliegende schwarze Rock, der übrigens durch etwas zahlreich angebrachte Schnüre und Troddeln einigermaßen an das Polakenthum erinnerte, kleidete die schlanke Gestalt trefflich. Dabei waren die Gesichtszüge des jungen Mannes nicht uninteressant, und eine dunkle, reiche Lockenfülle wallte über den Nacken herab bis fast auf die Schultern.

»Es ist ein Räuberhauptmann,« dachte Clementine im ersten Augenblick, da sie mancherlei gelesen hatte von dieser romantischen Zierde größerer Forste und Waldbestände; aber nachdem sich der junge Mann verbeugt, sprach er: »Ja, mein edles Fräulein, dieser wackere Landmann spricht wahr! Ein unglückliches Opfer der Tyrannei steht vor Ihnen, flüchtig und gehetzt wie ein Waldthier, durch die schnödeste aller Willküren

der gegenwärtigen Machthaber.« — Während dieser Rede des Fremden war Clementine tief erröthet und gerieth in eine immer mehr wachsende Verlegenheit, deren sie sich wohl bewußt war, ohne sich indessen Rechenschaft über deren Grund geben zu können. Der alte Jacob, welcher denselben zu errathen glaubte, sagte tröstend zu dem mit Purpur übergossenen Mädchen: »Na, Fräulein Clementine, der Herr wird's nicht übel nehmen, daß Sie ihn für einen wirklichen Spitzbuben gehalten haben.« — Dieser selbst aber sprach mit Würde: »Die edle Glut auf Ihren Wangen, mein holdes Fräulein, ist mir der sprechendste Beweis Ihrer gerechten Entrüstung über die mir zugefügte schreiende Unbill, und sie bürgt mir zugleich für Ihre Verschwiegenheit.« — »Mein Herr,« erwiderte Clementine, sich gewaltsam fassend, wenn gleich immer noch in Verlegenheit, »mein Herr, ich weiß nicht, wer Sie sind, noch was man Ihnen Leides gethan hat, oder warum Sie eigentlich hier sind, aber ich will Alles verschweigen, das heißt — ich will Niemand etwas davon sagen, daß ich Sie hier getroffen habe.« Dann wendete sie sich zum Müller, dankte demselben mit einfachen, freundlichen Worten für die überbrachten Geschenke und schickte sich hierauf wieder zum Gehen an.

Während sie gesprochen, hatte der junge Mann ihren Worten in einer vollkommen malerischen Stellung gelauscht. Er ließ einen Moment lang seine Blicke in der

Stube umherschweifen, offenbar um einen etwas erhöhten Gegenstand zu finden, auf welchen er sich stützen könne, und nachdem er einen an die Wand gelehnten Backtrog, in Ermangelung von etwas Anderem, ausgewählt, lehnte er sich leicht an denselben, stützte sein Haupt auf seine Hand, und seine reichen Locken fielen so correct über Hand und Arm, sein Haupt war so richtig vorgebeugt, und seine Rechte barg sich so regelrecht nachlässig im Busen, daß ein Halbwege erfahrener Beobachter darauf hätte schwören mögen, es sei nicht das erste Mal, daß der junge Mann also gestanden.

Für den Müller ging der ganze Effect verloren. Er hatte wenig Sinn für plastische Stellungen, war nie in seinem Leben im Theater, und überdies hörte er auf die mit ihm sprechende Clementine. Diese hingegen bemerkte sowohl die Stellung des Fremden, als auch seine mit einem eigentümlichen Ausdruck auf sie gerichteten Augen, und da ihr aus Büchern bekannt war, daß unglückliche oder auch schlechtweg geistreiche Jünglinge bisweilen ähnliche Stellungen anzunehmen pflegen, so fand sie innerliches Wohlgefallen an derselben. Aber vielleicht eben deshalb schickte sie sich rasch zum Aufbruche an, und nachdem sie dem Müller die Hand gereicht und den jungen Mann flüchtig begrüßt, verschwand sie durch die nach dem Mühlstege führende Thür.

Der Fremde folgte ihr jetzt rasch auf demselben Wege, und obgleich ihm Jacob zurief: »Halt, dageblieben!

Laufen Sie dem Fräulein nicht nach!« — so war jener doch bereits an ihrer Seite, und sie schlug, wie es schien, seine Begleitung nicht ab. — »Nachgehen thue ich,« sagte Jacob zu sich selbst, indem er in einiger Entfernung folgte; aber nachdem der Fremde Clementine einige Hundert Schritte begleitet hatte, trennte er sich wieder von ihr und kehrte in die Mühle zurück.

Nur flüchtig können wir berichten, was derselbe während dieser Zeit mit Clementine gesprochen. Er hatte ihr gesagt, daß er Johannes heiße, Student sei und für die Freiheit seines Vaterlandes schwärme. Verfolgt deshalb von den Gewalthabern, habe er fliehen müssen, um seine Freiheit, vielleicht selbst sein Leben zu retten. Der alte Jacob in der Mühle, ein unreinlicher, aber edler Greis habe ihn gastlich aufgenommen und geschworen, ihn nicht zu verrathen, und er bat dann schließlich Clementine, ihm denselben Schwur zu leisten. — Clementine hatte vorher wenig oder nichts von dergleichen Dingen gehört und deshalb kaum eine dunkle Idee von dem, was man politische, oder zu jener Zeit demagogische Umtriebe nannte. Sie fragte deswegen: »Ja, was haben Sie denn aber eigentlich angestellt, weshalb man Sie so entsetzlich verfolgt?« — Der junge Mann setzte ihr nun auseinander, daß ein furchtbarer Druck laste auf allen Gauen Deutschlands, und daß er und seine Freunde sich verbunden hätten, dieses Joch abzuschütteln, deshalb allein verfolgten ihn die

»Söldlinge der Tyrannen.«

Obgleich das junge Mädchen erstaunt war über die Schandthaten dieser ihr unbekanntem Tyrannen draußen in der Welt, während im Buchenthale nicht das Mindeste von ihnen zu spüren, so setzte sie doch keine Zweifel in die Worte des jungen Mannes. Aber mehr Widerstand mußte er erfahren hinsichtlich des Schwurs, seine Anwesenheit in der Mühle zu verschweigen. »Daß es Tyrannen giebt oder gegeben hat,« sagte sie, »habe ich oft gelesen, ich wußte jedoch nicht, daß sich solche so nahe bei uns aufhalten und die Leute so arg plagen. Aber der Vater kann sie gewiß auch nicht leiden, und dem muß ich's sagen, daß ich Sie hier getroffen habe.« — Als er aber flehentlich bat, nur einige Tage zu schweigen, — morgen vielleicht schon würde sie sprechen dürfen, er erwarte Nachricht, günstige vielleicht, von seinen Freunden, — gab sie endlich nach, legte zitternd ihre Hand in die seinige, und schwur ihm, bis morgen wenigstens zu schweigen.

Sie schied tief bewegt von ihm. Nie vorher hatte sie geschworen oder wenigstens ein so feierliches Versprechen geleistet. Darauf schob sie, bei sich selbst, die Schuld ihrer Erregung, als der junge Mann von ihr gegangen, und sie, bald hastigen Schritts, bald wieder träumerisch und langsam, heimwärts ging. Aber sie hatte auch nie vorher einen jungen Mann gesehen von dem äußeren Anstande und der Bildung, wie solche der

Fremde besaß, denn die jungen Bauernbursche, welche bisweilen in's Schloß kamen, waren ihr schon früher tölpelhaft und unbeholfen vorgekommen. Unwillkürlich verglich sie jetzt die Manieren und Redeweisen dieser jungen Bauern mit jenen des Fremden. Sie fand, daß diesem gegenüber die unglücklichen Landbewohner kaum als Menschen zu betrachten, und zugleich erschienen ihr ihr eigenes Benehmen, die Art, wie sie sich ausgedrückt dem Fremden gegenüber, selbst ihre Bewegungen, ihre Verbeugung linkisch und bäuerisch.

Sie fühlte, wie sie erröthete bei diesem Gedanken. Sie wollte nicht mehr an die Sache denken, und beschleunigte ihre Schritte, aber es gelang ihr kaum, und als sie sich dem Schlosse näherte, fiel ihr plötzlich schwer auf's Herz, daß, sie Thalbach all' dies nicht mittheilen dürfe.

Sie hatte nie ein Geheimniß vor ihm gehabt, und jetzt sollte sie diese in ihren Augen höchst wichtige Begebenheit ihm verschweigen. An den Bräutigam dachte sie gar nicht in diesem Augenblick. Thalbach war wieder der »Papa«, dem sie bis daher Alles anvertraut, was ihr begegnet. Aber ihr Versprechen, ihr Handschlag! Sie durfte nicht, und das quälte sie unaussprechlich. Sie war eigentlich froh, daß er erst spät zurückkehrte. —

Er hatte lange oben gestanden auf der Höhe des Berges, träumend von seinem Glück, nachdem er Gott gedankt für dasselbe, und ohne daß es ihm vollständig

klar wurde, hatte die Ruhe des Abends, die ganze stille Feier, mit welcher der scheidende Tag Abschied nahm von Berg und Thal, sein Glück noch erhöht. Die Dämmerung war bereits stark hereingebrochen, da stand plötzlich ein Rehbock vor ihm, schußgerecht und kaum auf dreißig Schritte Entfernung. Das schöne Thier hob den schlanken Hals, vorsichtig allenthalben umherspähend, ob Alles auch sicher und geheuer. Aber es sah den Feind nicht, der den Tod bei sich trug und sein sicheres Verderben. Dann senkte es den Kopf und begann sich zu äsen.

Mechanisch und geräuschlos hob Thalbach seine Büchse. Aber im andern Augenblick senkte er sie wieder. Dann klatschte er rasch in die Hände. »Ich will kein Geschöpf tödten, heute, wo ich mein Glück so lebhaft empfunden,« dachte er. — Der Bock war mit einem einzigen Satze im Dickicht, aber Thalbach schritt heiter und glücklich, auf Umwegen der Heimath zu. Es war ihm so wohl hier draußen, in Gottes freier Natur. — Als er endlich heimgekommen, erzählte er beim Abendbrode Clementinen, wie er dem Rehbock gewissermaßen ihrethalben das Leben geschenkt. »Aber sag' es dem Jäger nicht,« setzte er lächelnd hinzu, »der hält mich für verrückt.«

Es gab Clementine einen Stich in's Herz, als ihr Thalbach dieses sagte, ohne daß sie eigentlich wußte aus welchem Grunde; aber man begab sich zeitig zur Ruhe,

und während Thalbach von einem goldgelockten Engel träumte, der ihn aufwärts hob in mit unendlicher Seligkeit erfüllte Räume, ängstigten Clementine wilde und verworrene Traumbilder, welche wir nicht näher schildern wollen, schon deshalb nicht, weil wir nie als Jungfrau träumten.

Gleichwohl aber müssen wir sagen, daß, wenn sie mit dem Gedanken an ihr Abenteuer eingeschlafen war, auch beim Erwachen dasselbe lebhaft vor ihr stand.

Aber es kam jetzt noch ein neuer quälender Gedanke hinzu. Der junge Mann hatte ihr gesagt, schon des folgenden Tages vielleicht würden günstige Nachrichten einlaufen, und dann dürfe sie sprechen. Auf welche Weise aber sollte sie erfahren, ob diese Nachrichten eingelaufen. Würde er selbst kommen und sie verkünden? Sie glaubte das nicht recht, und eben so wenig, daß er den alten Jacob senden werde. Sollte sie selbst vielleicht wieder zur Mühle gehen? Aber unter welchem Vorwande, und warum lag ihr überhaupt die Sache so am Herzen?

Aus diesen Zweifeln und Verlegenheiten wurde sie aufgeschreckt durch Thalbach's Ruf, welcher ihr ankündigte, daß der zur Stadt geschickte Bote zurückgekommen sei. Er erbrach hastig die erhaltenen Briefe, und legte sie nach kurzem Ueberfliegen ärgerlich wieder von sich. Der Vormund schrieb, daß er einen Theil der gewünschten Zeugnisse in einigen Tagen bereits senden werde, aber mit den übrigen ginge das nicht so

schnell, und es könnten Monate vergehen, wohl auch noch längere Zeit, bis sie alle beschafft seien. Dies wäre besonders der Fall mit einigen nöthigen Papieren, die nur in dem Städtchen zu erhalten seien, in welchem Clementinens Vater gestorben; an Ort und Stelle wäre das vielleicht wohl rascher abzumachen, aber ihm, dem Vormunde, sei zur Zeit eine solche Reise unmöglich u. s. w.

Thalbach besann sich einige Augenblicke, dann rief er: »Ich gehe selbst hin. Das ist am besten.« Hierauf gab er die nöthigen Befehle, und als ihn Clementine verwundert, ja fast erschrocken fragte: wohin, und warum solche Eile nöthig? denn man rüstete bereits seinen Wagen unten im Hofe, da rief er heiter: »Ich will zum letzten Male den Papa machen, und für mein Kindchen Alles herbeischaffen, was nöthig, damit es heirathen kann, da es doch einmal nicht anders sein soll!«

Für das Erste hatte Clementine jetzt so viel zu thun mit dem Zusammenstellen und Packen der nöthigen Kleidungsstücke, Wäsche und dergleichen, daß sie kaum Zeit hatte, an ihr Geheimniß zu denken; als aber die Stunde der Abreise da war und Thalbach sie zärtlich in seine Arme schloß und sagte: »Adieu, Du theures, gutes Kind! Halte gut Haus, während ich fort bin, und denke bisweilen ein wenig an mich!« — Da war sie auf dem Punkte, ihm Alles anzuvertrauen. Sie sagte indessen nur: »Wie lange bleibst Du denn aus?«

Es war ja keine Zeit mehr, ihm die lange Geschichte zu erzählen! — Er rief auch nur, indem er in den Wagen sprang: »Acht, vierzehn Tage, drei Wochen vielleicht!« Und dann rollte bereits der Wagen zum Hofthore hinaus, und als er zwischen den Bäumen verschwunden war, ging sie nachdenklich in's Haus zurück. —

Als am Abend vorher Johannes, denn so wollen wir den Fremden von nun an nennen, in die Mühle zurückgekehrt war, sagte der alte Jacob: »Von wegen dem Nachlaufen mit dem gnädigen Fräulein, das thut nicht angehn, schon von dessentwegen, weil sie Braut sein thut.« — »Braut?« erwiderte Johannes, »Braut?« — Er warf einen flüchtigen Blick nach dem Backtroge, als wolle er eine melancholische Stellung annehmen, aber er schien zu überlegen, daß dergleichen beim alten Müller schlecht angebracht sei, und unterließ es; überhaupt sprach er jetzt weniger hochtrabend als vorher, und mithin in etwas vernünftiger, und als der Müller das Abendbrod auf den Tisch stellte, hieb er prosaisch und wacker ein.

Man hatte »gesottene Grundbirn« und dabei einen tüchtigen Laib schwarzes Brod und Butter, was man, auf höherer Stufe der Bildung stehend: »Kartoffel in der Schale und Butterbemmen« nennt, und als Johannes eine hinreichende Anzahl der duftenden Wurzelknollen vertilgt, sprach er zum Müller: »Heute Abend, altes Haus, wird wieder commercirt!« — »Ja,« erwiderte dieser,

»aber ich kann nicht so schrecklich saufen wie Sie, Sie schütten's maßweis hinunter, es ist Ihnen gegönnt, aber ich, ich bin immer am andern Morgen caput.« — Doch aber nahm er einen großen Krug und ging in den Keller, um die zum Commerce nöthige Menge Flüssigkeit herbeizuschaffen.

Johannes holte mittlerweile aus der Nebenkammer eine Pfeife mit farbigen Troddeln, einen Tabaksbeutel und eine ebenfalls farbige Mütze, mit welcher er sein Haupt bedeckte.

Nachdem er seine Pfeife gestopft und den Beutel vor sich auf den Tisch gelegt, betrachtete er diesen längere Zeit mit wehmüthigen, fast schwärmerischen Blicken, wobei er, ähnlich wie des Nachmittags am Backtroge, sein Haupt mit der Hand gestützt hielt. Dann sprach er: »Höchstens langt der Tabak noch bis morgen früh, und der Teufel, mag wissen, was ich nachher rauchen werde. Den des Alten wenigstens — das ist eine blasse Unmöglichkeit!«

Als der Müller kurze Zeit darauf den Krug, mit Landwein gefüllt, auf den Tisch gestellt, Johannes eingeschenkt, und vor Allem einen tiefen Zug gethan hatte, begann die eigentliche Abendunterhaltung, welche Johannes Commerce nannte, und die darin bestand, daß er zuerst dem Müller einen Begriff vom flotten akademischen Leben beizubringen suchte, dann mit ihm trank, rauchte und sang, und endlich, wenn Beide

ziemlich benebelt geworden, diverse Thorheiten aufführte.

Der alte Jacob hatte bereits früher vom Studentenleben erzählen gehört, aber diese Nachrichten waren durch den Mund von Jünglingen zu ihm gelangt, welche Söhne von Landleuten und aus der Umgegend, meist Theologie studirten, und für welche das eigentliche Burschenleben eine verpönte Frucht war. Dann und wann nur hörte man von einem derselben irgend eine schwankende Aeußerung, daß auch er flotte Streiche gemacht auf der Hochschule, die meisten indessen verdammt das wilde Treiben der anderen Studenten. Dennoch war der Müller neugierig geworden, und hatte bisweilen nachgedacht in seiner Einsamkeit über das, was ihm die Theologen erzählt. Da erschien eines schönen Tages der flüchtige Johannes und brachte ihm die reichlichste Kunde von den fabelhaftesten Dingen.

Fast alle Landleute sind gastfrei, wenn man zufrieden mit dem ist, was sie eben leicht beschaffen können, und da überdies Johannes dem Müller versprochen, ihm, wenn die Tyrannen besiegt sein würden, ein flottes Präsent zu verehren, so war es ihm lieb, den jungen Mann, wenn auch auf längere Zeit, bei sich zu haben.

Als man an jenem Abend einige Gläser geleert, sagte der Müller: »Die Tyrannen würden sich schön ärgern thun, wenn sie uns da so vergnügt zusammen trinken sehen würden.« — »Fidel kneipen heißt's,« erwiderte

Johannes verweisend, »aber: pereant die Tyrannen!« — »Hoch!« rief der Müller, anstoßend mit seinem Lehrmeister. Hierauf zählte er die Ausdrücke aus der Studentensprache auf, welche er vom vorigen Abende her im Gedächtnisse behalten hatte, und Johannes schien zufrieden mit ihm, obgleich einzelne Fehler mit unterliefen.

»Was heißt pauken?« fragte z. B. Johannes. — Der Müller that, als spucke er in die hohle Hand, und machte hierauf die Bewegung des Zuschlagens. — »Das ist geholt,« erwiderte Johannes, »und das thun nur Obscuranten, Knoten und Philister. Der Studio paukt oder geht los, das heißt, er duellirt sich.« — »Na,« sagte Jakob, »das kommt endlich auf das Nämliche heraus, es wird nicht viel Unterschied sein. Aber sagen Sie mir einmal, wie kommen denn die Philister aus der biblischen Geschichte zu Euch in die Stadt, und was nennt Ihr überhaupt Philister?« — »Philister,« versetzte Johannes, »ist streng genommen jeder, der nicht Student ist.« — »Da thäte ja ich selbst am Ende ein Philister sein?« — »Gewissermaßen ja, wenn Ihr es nicht vorzieht, ein Knote zu sein, da das Knotenthum eine Unterabtheilung des Philisterwesens bildet.« — »Hören Sie,« sagte jetzt der Müller, sichtlich etwas verstimmt, »*Knote*, das mag ich nicht, das lautet ja, ich weiß selbst nicht warum, ganz dumm.«

Johannes überhörte den Tusch. Der Müller war eigen

in solchen Dingen, und selbst den Ausdruck »altes Haus« hörte er nicht gern, weil er darin eine Anspielung auf seine etwas baufällige Mühle argwöhnte. Johannes begann daher zu singen:

»Es wohnt ein Müller an jenem Teich,
Du liebe, liebe Seel, du mein einziges Kind, Juchhee!«
etc.

Der Müller vergaß sogleich seinen Groll und stimmte aus voller Brust in dieses reizende Lied ein, das ihm halb und halb auf ihn selbst gedichtet erschien:

»Nicht weit davon ein Edelmann,
Du liebe, liebe Seel, etc. etc.
Der hat 'n Knecht, der hieß Johann.« etc.

Bei dieser Stelle versäumte er nie, mit der Spitze seiner Pfeife nach der Gegend von Thalbach zu zeigen: »Der Bediente drüben thut Johann heißen; es trifft Alles ganz natürlich zu.« — Den etwas eigenthümlichen und weder auf ihn, noch, wenn man will, überhaupt passenden Schluß, des Liedes zog er liberaler Weise nicht weiter in Betracht.

Endlich stand Johannes auf, ging in die Kammer und holte den »Rachestahl.« Dieses war ein Dolch, ohne Zweifel gefertigt von der Hand eines Dilettanten, und einigermaßen schief zusammengesetzt aus dem

Stahlgriffe eines alten Hofdegens und einer abgebrochenen Stoßschlägerklinge. Er mußte bei dem allabendlich aufgeführten Landesvater die Stelle eines Schlägers vertreten. — »Lassen Sie den Rachestahl drinnen,« rief der Müller, »Sie stechen noch einmal sich, oder am Ende gar mich selbst. Und ein Loch lasse ich auch nicht mehr in meine Kappe bohren. Das hat ja gar keinen Sinn, sich die Kleider zu ruiniren!« — Aber er gab nach, und sang nach kurzer Zeit, merklich »bekneipt« und nicht ohne Anzeichen von Rührung:

»Ich durchbohr' die Mütz' und schwöre,
Halten will ich stets auf Ehre,
Stets, ja stets ein braver Bursche sein!« —

Wie täglich, so auch heute, smollirte hierauf Johannes mit seinem Gastfreunde, dann aber begaben sich Beide zur Ruhe, und nannten sich des andern Morgens regelmäßig wieder Ihr und Sie, so wie auch meist dann Johannes dem etwas katzenjämmerlichen Müller zu versichern pflegte, daß die Verbindung, welcher er angehöre, neben anderen Dingen auch noch den Zweck habe, das Saufen und das Pauken abzuschaffen, und daß man bereits wenigstens so weit gekommen sei, daß kein studirender Jüngling mehr zu diesen beiden Lastern gezwungen würde.

»Dummes Zeug!« brummte des andern Tages der Müller, als ihn Johannes wieder von diesen bereits gemachten Fortschritten in Kenntniß setzte; »dummes

Zeug! Wer nicht mag, läßt's bleiben!« Und hierauf that er einen tiefen Zug aus dem klaren Mühlbache, während Johannes schwermüthig in dessen hüpfende Wellen blickte und nachsann, woher Tabak nehmen, da der seinige beim gestrigen Commerce alle geworden. —

Während sich diese wichtigen Ereignisse auf der Mühle begaben, hatte sich Thalbach zur Abreise gerüstet, und nachdem er endlich das Schloß verlassen, hatte Clementine wieder Zeit bekommen, über das ihr anvertraute Geheimniß nachzudenken. Sie erwog wieder, daß, im Falle auch günstige Nachrichten für den Flüchtling eingelaufen sein sollten, sie dieselben doch nicht erfahren würde, aus Gründen, die wir schon oben mitgetheilt, und dann verfiel sie in ein dumpfes Brüten. Des Nachmittags erging sie sich im Garten, und immer tiefer steigend, befand sie sich bald auf der letzten Terrasse. Ohne Zweifel zufällig blickte sie jetzt nach dem Schlosse, Niemand sah sie.

Wie in tiefe Gedanken versunken, schritt sie jetzt langsam durch die Pforte des Gartens hinaus in den Wald, und bald befand sie sich auf dem Wege zur Mühle. Keinenfalls lief sie heute Gefahr, den Schnupfen zu bekommen, denn sie hüpfte nicht, wie gestern, von Stein zu Stein im Bache, sondern schritt sinnend auf dem Pfade zwischen den Erlen dahin. Ging sie einen schlimmen Gang? Sie dachte nicht daran, doch sagte sie sich, daß es ihr heute eigentlich durchaus nicht so nothwendig, zu

wissen, ob des Flüchtlings Schicksal sich gebessert habe, da ja doch Thalbach nicht zu Hause und sie ihm ihr Geheimniß nicht mittheilen könne. Aber sie ging dennoch immer weiter. Fast schien es, als wollten alte Bekannte, ihre Freunde und Gespielen von der Waldeinsamkeit her, sie warnen, abhalten. Im Eichenholze drüben jenseit des Thales schrie plötzlich, laut kreischend, ein Häher auf. Sie machen es häufig so, die braun und blau uniformirten Gesellen; aber nicht selten klingt dieser Schrei, als sei ein plötzliches Unglück geschehen im Walde, oder als gälte es, ein solches zu verhüten. Aber sie erschrak nicht. — Im Buchenholze klopfte ein Buntspecht. Weithin schallte klingend dieses Klopfen. Vielleicht wollte er rufen: klopf' an dein Herz, klopf' an dein Herz! Aber sie verstand ihn nicht. — Sie hörte auch nicht, daß der Bach sie murmelnd an die Zeiten ihrer Kindheit und ersten Jugend erinnern wollte, und daß die alten Buchen ihr von der Zeit erzählten, wo sie nicht sprechen wollte unter ihrem grünen Dache und zwischen ihren schlanken Stammsäulen, wo das Waldesdunkel eine heilige Kirche war für das Kind. — Sie sprach auch jetzt nicht, aber sie schritt vorwärts.

Dann huschten die Eidechsen an ihr vorüber, an den Stellen des Weges, wo die Sonne das Erlengebüsch durchdrang. Sie ließen buhlend ihre goldgrünen Rücken in den Sonnenstrahlen spielen und riefen: »Lauf' uns nach, wie früher, fang' uns, fang' uns!« — Aber sie fand

heute die zierlichen Thierchen nicht so verlockend wie sonst, und schritt vorüber. — Am Ufer des Baches wand sich die bläulich schimmernde Ringelnatter aus einem duftenden Melissenbusche. »Denk' an's Paradies, das Du verlassen willst, und an meine schlimme Schwester,« sagte sie verständig, denn die Schlangen sind bekanntlich klug. — Das Mädchen brach einen Erlenzweig vom Gebüsche und verscheuchte die Warnerin.

Aber horch! Vom Buchenkloster rief jetzt die Glocke durch den Wald: »Bim, bum, kehr' um!« — Clementine stand still, es däuchte ihr wirklich, als rief die Glocke: »kehr' um, kehr' um!« — Freilich, freilich! Die Glocken sprechen wirklich bisweilen, sie singen und erzählen ganze Geschichten, besonders des Nachts, oder wenn ihre Klänge durch die stille Einsamkeit erzittern und dann anschlagen an ein krankes Menschenherz.

Sie legte die Hand an die Stirn und schien sich zu besinnen. Aber durch ihre nicht festgeschlossenen Finger hindurch sah sie jetzt etwas funkeln und blitzen. Es war die goldgestickte Mütze des Johannes. — Daß sie ihn gesucht hatte, war kein Zweifel. Sie hatte sich das selbst wohl nicht verhehlt. Doch erschrak sie jetzt heftig und war auf dem Punkte, die Flucht zu ergreifen; aber während ihre Füße, wie in den Boden gewurzelt, ihr den Dienst versagten, trat der junge Mann rasch einige Schritte zurück, nahm einen Anlauf, und sprang mit einem mächtigen Satze über den Bach. Einige

Augenblicke später stand er vor der zitternden Jungfrau.

Zuerst verbeugte er sich ehrfurchtsvoll vor der »Huldin«, wie er sagte, und dann belogen sie sich gegenseitig, indem er ihr versicherte, daß er zwecklos thalabwärts geschlendert sei, und sie ihm erzählte, daß sie Waldblumen gesucht habe. Daß sie nicht eine einzige gefunden hatte trotz des reichen Flors, schien ihm nicht aufzufallen. — Nachher aber kamen sie der Wahrheit näher. Sie fragte, ob Nachricht angekommen sei, seine Sicherheit betreffend, was er verneinte, aber seine Hoffnung auf die nächsten Tage stellte; dann erzählte sie ihm, daß ihr Vater und Bräutigam abgereist sei, worüber er nur mühsam seine Freude zu verbergen vermochte. Ihr eigentliches Verhältniß zu Thalbach hatte ihm der Müller bereits erzählt, aber er hatte es falsch aufgefaßt und sie sich als eine von einem tyrannischen Vormunde gezwungene Mündel gedacht. Jetzt sah er freilich wohl das Gegentheil, obgleich ihm ihr Handeln und Wünschen nicht vollständig klar war. Im Ganzen aber sprach er heute um Vieles vernünftiger, als des Tags vorher, gleichwohl lief noch allerlei phantastisches Zeug mitunter. Sie lauschte indessen seinen Worten begierig und schämte sich, daß sie dem erfahrenen und weltkundigen Mann gegenüber, denn als solcher erschien er ihr, so wenig zu berichten habe.

So war man unverhofft schnell an eine Stelle des Pfades gekommen, von welcher aus bereits die Mauern

der untersten Terrasse des Schloßgartens durchschimmerten. Johannes erklärte, daß er nicht weiter gehen dürfe, aber seine Begleiterin ließ sich bewegen, ihm wieder rückwärts ein Stückchen das Geleit zu geben, und daß er seinerseits sie dann wieder begleitete, versteht sich von selbst. Vielleicht liegt es eben so nahe, zu errathen, daß Clementine, ehe man sich trennte, versprach, des folgenden Tages an derselben Stelle nachzufragen, ob gute Nachricht gekommen sei.

Als sie bergan stieg, um das Schloß zu erreichen, schien ihr die Brust springen zu wollen. Einige Tage vorher war sie, flüchtig wie ein Reh, dieselben Stufen aufwärts gesprungen. Sie seufzte tief auf, als sie ihr Zimmer erreicht hatte, und war träumerisch und in sich versunken, bis sie am Abend ihr Lager suchte. Der alte Johann sprach aber für sich: »Ich war doch ein Esel, und die Freilin ist in den Herrn verliebt bis über die Ohren, und nächstens ist die Hochzeit!« — Es ist merkwürdig, was alte Leute bisweilen für einen Scharfblick besitzen!

Nachdem Johannes des Abends wie gewöhnlich beim Schlusse des Commerce mit dem Müller smollirt hatte, sagte er nach der obligaten zärtlichen Umarmung: »Fuchs, Du mußt mir einen Gulden pumpen und morgen eine Spritze in's Städtchen machen, Tabak zu kaufen und nach Briefen zu sehen.« — »Sprechen Sie mit mir?« erwiderte der Müller, welcher bereits die

Ausdrucksweise des andern Morgens annahm. »Fuchs? Spritzen machen? Pumpen? Was thun das für Narrheiten sein?« In der That aber hatte er das Wort »pumpen« sehr gut verstanden, da ihm Johannes bereits mancherlei von dieser, der studirenden Jugend so unentbehrlichen Kunst gesprochen hatte. Aber er trug keine Lust zu baaren Auslagen. — Johannes aber wußte seine Bedenklichkeiten zu zerstreuen, und des andern Tages, sogleich nach dem Mittagmahle, trollte der alte Jacob durch das Thal nach dem Flusse zu, auf dessen jenseitigem Ufer das Städtchen lag.

Das Opfer der Tyrannei hatte einen doppelten Vortheil errungen. Einmal traute er dem Alten nicht, seines verabredeten Spazierganges mit Clementinen wegen, im Thale so nahe an der Mühle. Dann, Tabak! Er hatte gestern praktisch die Erfahrung gemacht: des Müllers Tabak war wirklich nicht zu rauchen! — —

Als die beiden jungen Leute sich verabredetermaßen wiedersahen, fragte Clementine sogleich nach den Nachrichten aus der Stadt, worauf ihr Johannes erwiederte, daß der alte Jacob auf Kundschaft gesendet worden sei; dann aber sprach man von anderen Dingen, und als man sich trennte, erschien es bereits als gar keinem Zweifel unterliegend, daß man sich morgen wiedersehen würde. Indessen bezeichnete Clementine einen andern Ort zur Zusammenkunft, da der Thalweg dennoch dann und wann von Landleuten begangen

wurde, und auch der Müller gefährlich erschien. Die von Clementine zur Zusammenkunft bestimmte Stelle war ein oberhalb des Klosters gelegener Buchenschlag, hochstämmig, nur selten von Jemand besucht, und zugleich konnte Johannes denselben kaum verfehlen, da man schon vom Thale aus die hervorragenden Stämme bemerkte. — Das war ganz trefflich. Weniger trefflich aber war es, daß Clementine jetzt nicht mehr nur ein Geheimniß des jungen Mannes zu verwahren hatte, sondern daß sie bereits mehrere mit demselben theilte. —

Nach acht weiteren Tagen hatte sie ihm keins mehr zu verbergen. Sie liebte ihn mit aller Leidenschaft einer ersten Liebe, denn wir dürfen diese Liebe wohl so bezeichnen, und wenn gleich, wie man zu sagen pflegt, in allen Ehren, dennoch rücksichtslos, denn sie dachte kaum mehr an Thalbach, es sei denn vielleicht in ihren Träumen, in welchen sich sein und Johannes' Bild auf abenteuerliche Weise verschmolz. —

Wer wirft den ersten Stein auf das junge Mädchen? — Nie in ihrem Leben, oder doch wenigstens nur auf ganz kurze Zeit, hatte sie mit jungen Männern Umgang gehabt, und dann war sie, aller weiblichen Stütze und Erziehung baar, vielleicht — es sei uns der Ausdruck gestattet — eben deshalb zu sehr Weib geworden. —

Ein Brief von Thalbach, welcher zu dieser Zeit einlief, riß sie aus ihrem Taumel, und nach der kurzen Liebesfreude begann jetzt bereits ihr Kummer und ihr

Schmerz. Thalbach's Brief, neben väterlicher Treue und Fürsorge voll von reiner Zuneigung und Liebe, öffnete ihr gewissermaßen die Augen, theilweise wenigstens, und sie sah sich in ein Meer von Noth und Sorge, von Zwiespalt und Zweifel gestürzt. Eben durch die rasch entstandene Liebe zu Johannes war ihr das Verhältniß zu Thalbach jetzt eigentlich erst klar geworden, aber mit alledem — was beginnen? —

Sie durchweinte die Nacht, und als am andern Morgen die Hausgenossen ihre rothen Augen sahen, fanden sie in denselben eine neue Bestätigung des Urtheils des alten Johann: »Die Freilin ist in den Herrn verliebt bis über die Ohren, und jetzunder weint sie, weil er geschrieben, daß er noch eine Weile draußen bleibt!« — Er hatte das wirklich geschrieben; aber Clementine lief des Nachmittags in ihren Buchenwald, gab Johannes das Schreiben Thalbach's, und schüttete all' ihren Gram in sein Herz aus.

Johannes blieb ruhig und bewahrte vollkommen seine männliche Würde. »Ich trete hin vor Deinen Vormund,« sprach er, »und verlange Dich von ihm. Er kann mir Deine Hand nicht verweigern. Die alten aristokratischen Standesvorurtheile, welche noch nicht gefallen sind, werden nächstens zusammenstürzen. Dafür bürge Dir mein Wort. Und übrigens, auch ich bin von Familie! Ich heiße von Toser!« — Clementine hatte bis jetzt noch niemals nach dem Familiennamen ihres Freundes gefragt,

einfach aus dem Grunde, weil ihr »Johannes« vollkommen genügte. Sie hörte auch jetzt kaum auf diese seine Eröffnung, sondern warf sich schluchzend an seine Brust und rief mit halb erstickter Stimme: »O mein Gott, mein Gott! Wie wird er sich grämen! Er liebt mich so sehr, und ich — ach, ich kann nicht leben ohne *Dich!*« Hierauf sagte sie ihm, daß sie entschlossen sei, Thalbach Alles mitzutheilen, und daß sie noch heute, des Abends, an denselben schreiben wolle. — »Man muß nichts übereilen,« antwortete Johannes.

Hierauf erhielt er von ihr die Zusicherung, daß sie wenigstens nicht vor morgen sich Thalbach anvertrauen wolle. Man trennte sich hierauf früher als gewöhnlich, denn es ist fast besser, wenn vielleicht auch nicht viel angenehmer, wenn zwei Liebende sich in gegenseitigen Thränen auflösen, als wenn blos der eine Theil in solcher Auflösung begriffen ist, während der andere tröstend und rathend auftreten soll.

Johannes stopfte sich sogleich nach dem Abschiede von Clementine seine Pfeife und begab sich auf Umwegen zur Mühle zurück. »Auch ich,« sagte er, »mächtige Rauchwolken von sich blasend, »auch ich liebe das nette Kind unaussprechlich. Wir werden auf einer ihrer anderen Besitzungen ein äußerst glückliches Leben führen, denn hier, beim Alten dort drüben, mag ich nicht bleiben. Aber wer hätte gedacht, daß mir in diesen alt-ehrwürdigen Waldungen ein solches »Schwein«

begegnen würde!« — Um Irrungen zu vermeiden, und vorzugsweise um unsere schönen Leserinnen zu beruhigen, welche nicht in einer Universitätsstadt erblüht sind, müssen wir bemerken, daß in der Studentensprache »Schwein« *Glück* bedeutet.

Des Abends befragte Johannes den Müller um verschiedene Verhältnisse der Umgegend, und sagte dann: »Die Thalbachs sind wohl reich?«

— »Reich!« rief dieser, »reich! Die wissen gar nicht, wie reich sie sind, und müssen ihr Geld mit Scheffeln messen!« — Der alte Jacob war einmal stärker angetrunken als gewöhnlich, und dann, — die Leute im Thale hielten gute Nachbarschaft, — er wollte die Thalbachs »herausbeißen,« wie Johannes häufig zu sagen pflegte.

Des andern Tages bestand Clementine anfänglich bestimmt darauf, an Thalbach zu schreiben und, wie sie schon gestern beabsichtigte, ihm Alles zu eröffnen. — Statt dessen schlug ihr Johannes vor, sie zu entführen. Aber Clementine wies diesen Vorschlag entschieden zurück, obgleich sie mancherlei gelesen hatte von solchen romantischen Fällen. Sie stellte sich Thalbach's Kummer vor, an etwas Anderes dachte sie nicht; aber dies Eine genügte, fest zu bleiben. — »Liebst Du mich nicht?« sagte er. — »Ach, unendlich, unendlich, aber ich liebe auch den Vater!« — Dann schlug sie ihm vor, in's Kloster zu gehen und sich mit dem alten Guardian zu besprechen,

denn sie hatte ein instinctartiges Bedürfniß nach dem Rathe eines älteren Mannes, der ihr Trost bringen, ihre Zweifel heben sollte.

Wie leicht zu denken, verwarf Johannes diesen Vorschlag; als er aber von heuchlerischen Pfaffen sprach, mit welchen er nichts zu thun haben wolle. fühlte sie sich zum ersten Mal gekränkt durch ihn, und sie wären fast in Unfrieden geschieden; doch erlangte er einen Aufschub von drei Tagen von ihr, binnen welcher Frist sie nichts zu unternehmen versprach. Von den Nachrichten aus der Stadt, welche er erwartete, war nicht mehr die Rede, und er selbst sagte ihr nicht, daß er in der That ein Schreiben erhalten hatte, welches ihm die Rückkehr ermöglichte.

Am folgenden Tage gegen Mittag ging ein Gewitter über die Berge. Der alte Jacob stellte sein Rad höher und hob den Steg ab, der über den Mühlbach führte. Auch schaffte er einiges Holz in die Mühle, einen Zuber, eine Schnitzbank und andere Gerätschaften, welche im Freien gestanden hatten, und Johannes, welcher ihm vom Fenster aus eine Zeit lang zugesehen hatte, sagte endlich lachend: »Auf Cerevis, alter Schwede, Ihr verschanzt Euch ja vollkommen, als ob wir eine Belagerung auszuhalten hätten!« — »Cerevis hin oder her,« erwiderte der Alte, »es wird gleich losgehen, und dann hat die Pläsirlichkeit ein Ende.« — Es ging wirklich los.

Als Johannes aufwärts blickte, erschrak er fast. Die schwarzen Wetterwolken waren so rasch herangezogen,

daß er ihr Nahen kaum bemerkt hatte. Aber sie schienen oben im Walde die Kronen der Bäume zu streifen, während es unten im Thale fast Nacht wurde. Der Donner, welcher bisher nur leise gerollt hatte, begann jetzt furchtbar zu brüllen, so daß es Johannes erschien, als müsse bei jedem Schlage die alte Mühle zusammenstürzen, wenn sie es nicht vorzöge, von den Blitzen in Brand gesteckt zu werden, welche nicht allein oben auf den Bergen, sondern auch unten im Thal und selbst in seiner nächsten Nähe sich häuslich niedergelassen zu haben schienen, denn Alles ringsum schien in schwefelgelbe Flammen gehüllt.

»Herr Gott,« sagte er, indem er vom Fenster zurücktrat, »das ist ja ein ungeheures Wetter!« — »Es wird gleich losgehen,« erwiderte Jacob, welcher den Kopf zum Fenster hinaussteckte und aufwärts blickte. — Johannes gab keine Antwort, aber er dachte bei sich, daß, wenn das, was bereits da war, erst der Anfang sei, sie Beide ohne Zweifel das Ende nicht erleben würden.

»Jetzo!« rief der Müller, und in diesem Augenblick begann ein wolkenbruchartiger Regen vom Himmel zu stürzen, wie der junge Mann sich nicht erinnerte, jemals einen ähnlichen gesehen zu haben. Der Müller schloß rasch das Fenster, und durch die trüben Scheiben desselben sah Johannes, wie bereits nach einigen Minuten Gießbäche von den Bergwänden stürzten an Stellen, welche früher keine Spur von Wasser gezeigt, und wie in

eben so kurzer Zeit der bescheidene Mühlbach zu einem kleinen Flusse geworden zu sein schien. Dann sah man nichts mehr, denn die sich vom Himmel ergießenden Fluthen versperrten alle weitere Aussicht. Aber man hörte jetzt plötzlich ein kollerndes, polterndes Geräusch, welches immer stärker wurde und den Donner ersetzen zu wollen schien, der schon, in etwas längeren Pausen, die grüne Mühle erzittern ließ.

»Was ist denn das für ein entsetzliches Lärmen?« fragte Johannes. — »Die Steiner!« war die lakonische Antwort. — »So, so, die Steiner!« sagte Johannes. Er wußte nicht recht, was der Müller meinte, aber er wollte nicht weiter fragen, theils weil der Alte mürrisch schien, theils um vielleicht nicht den Anschein von Ängstlichkeit auf sich zu laden. Als er aber jetzt einen Blick nach außen warf, fand er das Wasser des Mühlbachs so gestiegen, daß er ernstliche Befürchtungen zu hegen begann. Er sagte deshalb: »Ich glaube, am Ende ersaufen wir.« — »Nein!« war die Antwort.

Offenbar liebte der alte Jacob nicht, bei ähnlichen Gelegenheiten viel zu sprechen. Johannes schwieg daher ebenfalls. Nachdem aber der Regen in so weit nachgelassen hatte, daß ein weiterer Blick in's Thal gestattet war, sah er zu seinem Aerger, daß dasselbe einem See glich, und für heute wenigstens an eine Zusammenkunft mit Clementine nicht zu denken war.

Er fing an sich ziemlich zu langweilen. Zwar führte er

in seinem leichten Ränzchen seinen Horaz bei sich, allein er pflegte nie in demselben zu lesen, und hatte den würdigen Classiker eigentlich nur aus alter Malice vom Gymnasium her zu den Strapazen dieser Reise gezwungen. In der Mühle selbst befand sich als Repräsentant sämmtlicher Literatur einfach ein Kalender, aber ohne »Geschichten«, und am Schluß nur mit einigen ökonomischen Regeln und Recepten für's Vieh versehen. — »Es ist ein Hundeleben!« dachte Johannes, und begann nebenher noch einigermaßen zu frieren, da es rasch kühl, ja fast kalt geworden, und sich das Gewitter zwar entfernt hatte, aber der Regen geblieben war.

Endlich wurde es dennoch Abend, und nachdem der noch immer schweigsame Müller das Abendbrod aufgestellt, äußerte Johannes, daß er sich heute ganz absonderlich auf das Kneipen und den Commerce freue. — »Schnecken!« erwiederte der alte Jacob, und als sich Johannes um die Bedeutung dieser ihm vollkommen unbekanntem Redensart erkundigte, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß dieselbe negativer Art sei und die Unmöglichkeit ausdrücke, des Wassers halber in den Keller zu gelangen. — Frierend kroch der doppelt unglückliche Jüngling in die Federn und wurde am andern Morgen durch das Plätschern des Regens erweckt, welcher, wie es schien, zum Landregen werden wollte.

Heute erfuhr indessen Johannes die Ursache des polternden Lärmens von gestern; denn obgleich der Bach

noch immer die halbe Breite des Thales einnahm, fand er dennoch bereits am Morgen den Müller beschäftigt, eine Menge größerer und kleinerer Kiesel- und Sandsteingeschiebe aus seinem Wasser zu schaufeln. Das waren die »Steiner«, von welchen der Alte gestern gesprochen, die der angeschwollene Bach als unwillkommene Gäste herbeigeschwemmt, und welche nicht selten dem Mühlwerk verhältnißmäßig beträchtlichen Schaden zufügten. Im Uebrigen regnete es bis Abend, war dabei empfindlich kalt geworden, und da auch der Keller noch immer unzugänglich blieb, so gestand sich Johannes des Abends, daß er noch nie einen nichtswürdigeren Tag erlebt.

Der Morgen des nächsten Tages brach etwas tröstlicher an. Gegen Mittag blickte bisweilen, wenn gleich stets noch schüchtern und verstohlen, die Sonne in's Thal, und obgleich noch allenthalben Wasser stand, so machte sich Johannes dennoch Nachmittags auf, um zu den hohen Buchen zu steigen, obgleich er kaum hoffen durfte, Clementine dort zu treffen. Aber sie war bereits auf dem Platze, wenn gleich durchnäßt, da Busch und Baum im Walde noch reichlich mit Wasser bedeckt waren und bei jedem Windstoße tropften.

Sie war bleich geworden in diesen beiden Tagen, in welchen sie Johannes nicht gesehen hatte, und sah sichtlich abgehärmt aus. Sie gestand ihm dies auch und sagte, daß das schlimme Wetter sie noch trüber gestimmt.

Es habe eine unerklärliche Angst sich ihrer bemächtigt, und neben der Sehnsucht, welche sie gehabt, ihn zu sehen, seien schwere Zweifel in ihr entstanden, ob sie bisher auch recht gehandelt, ihm diese Zusammenkünfte zu gestatten; ja sie habe sich bereits bittere Vorwürfe hierüber gemacht. Dann sagte sie ihm, daß sie unbedingt heute an Thalbach schreiben und ihm Alles mittheilen werde, was geschehen sei; sie wolle ihn um seine Verzeihung bitten und um seinen Rath.

»Er wird Dir rathen, mich laufen zu lassen,« sagte Johannes ziemlich prosaisch, »und dann, ich weiß eigentlich gar nicht, warum Du überhaupt um Rath fragen willst. Daß wir uns lieben und uns heirathen wollen, ist eine ausgemachte Sache; was soll er denn eigentlich noch rathen?« — Clementine schüttelte schweigend das Haupt. Hierauf erwiderte sie: »Er wird rathen, was das Beste ist, denn er ist klug und edel, und,« setzte sie hinzu, während sie in Thränen ausbrach, »er liebt mich!« Dann aber warf sie sich in Johannes' Arme und rief leidenschaftlich: »Und dennoch bin ich Dein auf ewig, es mag kommen und hereinbrechen über uns, was da will!«

Die Liebenden trennten sich früher als gewöhnlich, denn Clementine wollte bei den Leuten im Hause keinen Verdacht erregen, da ein allzu langer Aufenthalt im feuchten Walde offenbar auffallend gewesen wäre. Vorher aber sagte sie zu Johannes: »Jetzt nehme ich Abschied von Dir auf einige Tage, denn ich muß die Antwort

Thalbach's abwarten, ehe ich Dich wieder sehen darf. Das hab' ich mir geschworen. Dann aber theile ich Dir mit, was er geschrieben. Hoffen wir das Beste und bleiben wir uns treu auf ewig!« — Sie entschlüpfte ihm und eilte davon.

Johannes schien einigermaßen unwirsch geworden. »Der alte Philister,« sagte er brummend, indem er heimwärts ging, »wird einen schönen Skandal aufschlagen! Es ist ganz einfältig, daß sie durchaus schreiben will, indeß so sind sie Alle, halb eigensinnig, halb sentimental! Aber ich werde vor ihn treten und sprechen zu ihm als Mann zu dem Manne, frisch und frei!«

Als Clementine nach Hause gekommen, begann sie an Thalbach zu schreiben, einen langen, langen Brief, in welchem sie Alles schilderte, was sich begeben, und ihn um Rath und Hülfe fragte in der Noth; denn obgleich sie unverhohlen von dem Glück sprach, das sie in der Liebe zu Johannes gefunden, so verhehlte sie dennoch wieder nicht, wie sie Zweifel, ja Angst schreckten und quälten. — Als sie ihren Brief überlesen, fand sie ihn unklar und verwirrt, und vor Allem nur den kleinsten Theil der Gefühle ausdrückend, die sie bestürmten. Aber sie schrieb nicht auf's Neue. »Er weiß schon, wie ich's meine,« sagte sie, und am andern Morgen gab sie dem zur Stadt gehenden Boten ihr Schreiben mit.

Wir unterlassen, nur einigermaßen ausführlich zu

schildern, was Thalbach empfand, aber — vielleicht ist es sonderbar — er machte sich zuerst Vorwürfe, daß er während dieser ganzen Zeit nur einmal an Clementine geschrieben hatte. »Es wäre doch vielleicht anders gekommen, hätte sie öfters Nachricht von mir erhalten,« sagte er sich. — Dann freilich kam bitteres Weh, selbst Groll über ihn, aber er sagte sich, wie es vielleicht besser sei, daß es so gekommen, und er erinnerte sich, daß er nicht Bräutigam allein sei, sondern auch Vaterpflichten habe. — Ob Thränen in seine Augen kamen — wer weiß das? Wer zählt die einsam geweinten? Wer kennt die Herzenswunden von Tausenden, mit welchen wir verkehrten, die wir für rauh hielten und hart, für heiter und frivol, und die dennoch bitteres Weh im weichen Herzen trugen? —

An den jungen Mann, der ihm sein Glück geraubt, dachte Thalbach anfänglich fast gar nicht, und auch später konnte er sich kaum ein Bild von ihm schaffen. Clementine hatte über denselben einen gewissen poetischen Zauber ausgegossen, welchen er mit ihrer übrigen Schilderung von ihm nicht vereinigen konnte. Aber vor Allem fiel ihm auf, daß sie eine Andere geworden schien in dieser kurzen Zeit. Das Kind war verschwunden, *diesen* Brief hatte eine Jungfrau geschrieben. Er fand ihn viel klarer, viel zusammenhängender als sie selbst. »Ihre erste Liebe hat sie merkwürdig verändert,« sprach er. Ihre *erste*! Er

lächelte bitter.

Am andern Morgen schrieb er einige wenige Zeilen an Clementine und sendete sie mit einem Expressen. Diese Zeilen lauteten: »Sei nur ruhig, böses, liebes Kind, und gräme Dich nicht. Mag Dich lieben, wer da will, Dein bester und treuster Freund bin doch immer ich. Darum sei nur ruhig. Es soll schon Alles gut werden. Das versichert Dir

Dein alter Papa Thalbach.«

»P. S. Einige Stunden nach diesem Briefe komme ich selbst. Ich schickte nur den Expressen, damit Du Dich nicht länger härmst.« —

Clementine benetzte dieses Schreiben mit reichlichen Thränen. Sie hatte Alles verstanden. Thalbach hatte recht, aus dem Kinde war ein Weib geworden. —

Als nach einigen Stunden der Erwartete wirklich kam, sank sie, nachdem sie ihn auf sein Zimmer begleitet hatte, vor ihm auf die Knie. »Hilf mir!« rief sie schluchzend. — Trotz aller innerlichen Erregung und trotz der Gewalt, welche er sich anthun mußte, diese Erregung zu verbergen, mußte Thalbach doch lächeln. Er sollte ihr helfen! Aber von was, zu was?

»Setze Dich zu mir, Du armes Kind, und erzähle mir Alles; glaube, Du seist wieder die kleine Clementine, die erst ein paar Wochen hier im Walde und dennoch dem

Papa nichts verbar,« sagte er. — Sie that dies, und als sie geendet, schloß er sie zärtlich in seine Arme. »Und Du hast ihn also recht lieb?« — »Ach freilich, sehr, sehr lieb!« — »Aber was hat er Dir denn weiter von seinen Verhältnissen gesagt, ob er noch Eltern hat, ob Aussichten oder Vermögen?« — Er hatte von alledem kein Wort gesagt. Thalbach schüttelte den Kopf. »Es ist sonderbar« sagte er, »ich habe in der Stadt kein Wort von einer neuen Demagogenverfolgung gehört; im Gegentheil, die Regierung scheint gegenwärtig fast mit Wohlgefallen auf das Treiben der jungen Leute zu sehen, ohne sich vor ihnen zu fürchten, so wie vor dem, was daranhängt. — Von Toser, sagtest Du?« — »Ja, Vater, er ist auch von Familie.« — »Unbedingt,« erwiderte Thalbach, »denn mit Ausnahme Adam's und seiner Gemahlin sind alle Menschenkinder von Familie. Aber der Name ist mir unbekannt.«

Nach einigem Nachdenken kam Thalbach auf den Gedanken, daß der junge Mann vielleicht einer Ehrensache halber, in welcher er seinen Gegner verwundet habe, geflohen sei. Sein Entschluß war rasch gefaßt. Er schrieb höflich, fast freundlich an Johannes, und bat ihn, nach Thalbach zu kommen, da er sich mit ihm zu besprechen wünsche. Habe er Gründe, dies auszuschlagen, so wolle er, Thalbach, ihn in der Mühle besuchen.

Der alte Johann, der allmählig klarer zu sehen begann,

trug den Brief mit innerlichem Aegerer zur Mühle und erhielt von Johannes die Antwort, daß er des nächsten Vormittags die Ehre haben werde.

»Was sieht denn in dem Briefe?« fragte der alte Jacob. — »Ich bin zum Mittagsessen eingeladen worden auf morgen,« erwiderte Johannes, aber der Alte gab keine deutliche Antwort, sondern brummte bloß etwas in den Bart. Es hatte den Anschein, als sähe jetzt auch der alte Jacob klarer. Wie auf gegenseitige Verabredung sprach keiner der Beiden vom Commerce, und der Abend verging so trübselig, wie zu den Zeiten der Wassersnoth.

Am nächsten Morgen schritt mit dem Grauen des Tages der Studiosus über die Berge der Stadt zu. Er hatte dem Müller gesagt, daß er nicht mit den nöthigen Kleidern versehen sei, um anständig im Schlosse erscheinen zu können; Papier, um sich schriftlich zu entschuldigen, sei auch nicht vorhanden auf der Mühle, so wolle er denn schleunig nach der Stadt, von dort aus schreiben, und — vielleicht wiederkehren. — »Thut nicht pressiren,« sagte der Müller mürrisch; als ihm aber Johannes freundlich die Hand reichte und mit dem Freimuth der Jugend herzlich für seine Gastfreundschaft dankte, ward auch er freundlicher. — »Gerne geschehen,« sagte er, und schüttelte die Rechte Johannes'. — So schieden sie.

Oben auf der Höhe warf der junge Mann noch einen trüben Blick abwärts auf's Thal. »Hans, Hans!« sprach er

zu sich selbst, »ich fürchte, Du hast dumme Streiche gemacht! *Ich* habe nichts, und wenn *sie* reich ist, geben sie mir sie gewiß nicht. Ich weiß aber gar nicht einmal, ob sie wirklich Moneten hat. Es ist ein liebes Ding, aber —!« — Er warf sein Ränzchen auf die rechte Schulter, um so abwechselnd sich die Last zu erleichtern, und schritt raschen Fußes, aber unzufrieden mit sich selbst, weiter. —

Clementinen erschien dieser Morgen endlos. Sie eilte von Fenster zu Fenster, aber sie spähte vergebens, und als Thalbach, welcher schweigend bis Mittag gewartet hatte, endlich sagte: »Er kommt nicht, ich gehe nach Tische selbst hinunter,« seufzte sie tief auf.

Der Müller war sichtlich in Verlegenheit, als Thalbach in seine Stube trat und nach Johannes fragte. »Flöten gegangen, gnädiger Herr,« sagte er; »heute früh schon; er stand sonst nie so früh auf.« — Nachdem aber Thalbach freundlich mit ihm gesprochen, ging er in die Nebenstube und brachte einen geöffneten Brief. »Das hat er vor ein paar Tagen aus der Stadt gekriegt und hat's heute liegen lassen,« setzte er hinzu. — Thalbach nahm das Schreiben. »Wenn Dinge darinnen enthalten sind,« dachte er, »die *sein* Geheimniß sind, so kommt der Brief in's Feuer und der Inhalt bleibt in meiner Brust verschlossen. Steht aber etwas von Clementine darin, so bin ich *ihr* es schuldig, zu handeln.«

Das Schreiben lautete: »Lieber Bruder! — Du kannst

jeden Augenblick wiederkommen. Den Eichenberger haben wir aus der Kasse bezahlt und den Schneider zur Hälfte. Er hat sein Philister-Cerevis gewichst, daß er nicht klagen will, und von Arrest keine Rede. Aron ist der Fidelste von Allen, er will nach wie vor pumpen. Die Juden sind ordentliche Kerle. Also komm. Stelle Dir vor, daß ein krasser Fuchs den langen Hektor angesch. . . .en hat, dafür aber hat Heinrich Einem von den ***** zwei Löcher gegeben. Es geht also auf. Die Köchin hat famoses Bier. — Unsern Gruß und Bruderkuß.

Dein Freund und Bruder Bemser.«

Thalbach lächelte, als er dies Schreiben gelesen. »Haben es Euer Gnaden denn verstanden?« fragte der alte Jacob, »ich habe nur die Hälfte davon lesen können, und von dem habe ich wieder das Wenigste begriffen.« — »Ich habe Alles verstanden,« erwiderte Thalbach; »diese Studentensprache verändert sich zwar mit den Jahren, wie überhaupt Alles auf der Welt, aber ein alter Studiosus, wie ich, versteht sie trotzdem immer noch.« — Er nahm den Brief mit sich und erzählte Clementine, daß Johannes sich entfernt, aber versprochen habe, zu schreiben. Er sagte ihr schonend, daß der junge Mann wohl ein bischen aufgeschnitten und daß weniger politische Verhältnisse als Schulden ihn auf kurze Zeit von der Stadt getrieben. Hierauf las er ihr das Schreiben des Freundes Bemser vor.

Als Clementine hörte, was dem langen Hektor durch

einen krassen Fuchs¹ angethan worden war, erröthete sie und wurde heftig entrüstet. »Der Brief ist untergeschoben!« rief sie erzürnt; »Johannes hat keine Jünglinge zu Freunden, welche sich solche Rohheiten zu Schulden kommen lassen.«

Dann traten ihr die Thränen in die Augen bei dem Gedanken, daß der Brief dennoch vielleicht ächt und daß ihrem ritterlichen Johannes etwas Aehnliches passiren könne.

Thalbach beruhigte sie, indem er ihr erklärte, wie die Sache zu verstehen sei. Hierauf aber sagte er: »Ich bezweifle, daß der junge Mensch schreibt, noch mehr aber, daß er kommt.« — Und als Clementine fast mit Heftigkeit dieser Ansicht widersprach, so gestand er ihr eine Frist zu, oder er verdoppelte vielmehr die von ihr erbetene, bis zu deren Verlauf er zu warten beabsichtige, dann aber sich an den Vormund Clementinens wenden wolle, mit dem Auftrage, Johannes zur Rede zu stellen, oder irgend wie Aufklärungen herbeizuschaffen.

Diese Frist betrug vierzehn Tage, und während Clementine am Anfange derselben freudig und vertrauensvoll auf das Erscheinen oder wenigstens auf irgend eine Nachricht ihres Freundes wartete, bekümmerte sie sich sichtlich gegen Ende derselben. Thalbach, obgleich innerlich selbst bekümmert, suchte dennoch sie aufzuheitern und zu zerstreuen; nachdem aber die vierzehn Tage verflossen, schrieb er das Nöthige

an Clementinens Vormund, und als nach Verlauf einiger Zeit dessen Antwort einlief, eröffnete er dieselbe in ihrer Gegenwart und theilte sie ihr offen und ohne Rückhalt mit. Es waren zwei Schreiben, beide an Thalbach gerichtet, das erste vom Vormunde, das andere von Johannes selbst.

Der Vormund schrieb, daß Johannes der Sohn einer unbemittelten Beamtenwittwe sei. Er sei leichtsinnig, nicht mehr und nicht weniger als fast alle jungen Leute seines Alters, vorläufig weniger als mittelmäßig fleißig, und neben allerlei anderen Gründen schon deshalb so ziemlich ohne alle Aussicht. An's Heirathen sei nicht zu denken. Er selbst, der Vormund, halte ihn übrigens für einen eigentlich guten Menschen, und seine Kameraden behaupteten, er sei ein »ordentlicher Kerl.« — Ueber das Verhältniß zu Clementinen gab das Schreiben Johannes' selbst nähere Auskunft. Er gestand den eigentlichen Grund seiner Flucht von der Stadt und sagte, daß er anfänglich an nichts weniger als an ein ernsthaftes Verhältniß mit Clementine gedacht habe. Später aber habe er sich in sie verliebt, er wisse selbst nicht, wie das gekommen sei, und ihr unbefangenes Entgegenkommen habe ihn die Möglichkeit erblicken lassen, an ihrer Hand als der glücklichste Sterbliche durch's Leben zu wandeln. — Nun folgten einige Schwärmereien, der Schluß des Schreibens aber war wieder nüchterner und prosaischer.

Er gestand offen, daß er Clementine für eine reiche

Erbin gehalten. Habe dies nun auch seine Neigung zu ihr nicht vermehrt, so habe er doch hierin eine Möglichkeit gesehen, um in ihren Besitz zu gelangen. Durch den Vormund habe er die wahre Sachlage erfahren, und nun begreife er freilich die Thorheit eines ferneren derartigen Wunsches. Er gab nun Clementine ihr Wort zurück, bat sie und Thalbach um Verzeihung, daß er zwischen Beide getreten, und schloß mit der Bemerkung, daß er wahrscheinlich demnächst eine kleinere Universität beziehen werde, um durch Verringerung des Kostenaufwandes die Fortsetzung seiner Studien zu ermöglichen. — Das ganze Schreiben war artig gehalten, aber kühl, vielleicht in Folge dessen aber ehrenhaft, da die Trennung klar und ohne Rückhalt ausgesprochen wurde. —

Schweigend, aber blaß wie der Tod, hatte Clementine dasselbe angehört. Dann las sie es selbst. »So hat er nicht mit mir gesprochen,« sagte sie hierauf. Damit gab sie den Brief an Thalbach zurück und verließ langsamen Schrittes das Zimmer. — Sie war auf das ihrige gegangen, und Thalbach folgte ihr nach einiger Zeit dorthin.

Lauschend an der Thür, hörte er sie heftig schluchzen, und da sie die Stube nicht geschlossen hatte, trat er leise öffnend ein. Sie kniete auf dem Boden vor ihrem Lager und barg ihr Haupt in die Decken desselben, krampfhaft weinend und wehklagend. — Er trat näher und beugte

sich nieder zu ihr. — »Clementine, Clementine!« Sie fuhr rasch auf, denn sie hatte ihn nicht kommen hören, dann aber hob sie die Arme flehend zu ihm auf. — Er beschwor sie, sich zu beruhigen, dieser heftige Schmerz werde vorübergehen, tröstete er sie. Aber sie rief: »Ach, ich klage nicht seinet- noch meinetwegen! Ich klage, weil ich *Dich* so schmäählich betrogen, weil ich Deiner nicht mehr würdig bin!« Dann schalt sie sich verzweifelnd eine Verworfenene, eine Verrätherin.

Er zog sie fast mit Gewalt an sich: »Dich selbst hast Du betrogen, Clementine, nicht mich,« sprach er mild, und strich ihr die Locken aus dem Gesicht, welche sie wirr und wild umflatterten, und redete sie mit den schmeichelnden Namen an, die er ihr gegeben, als sie noch ein Kind gewesen. Er streichelte ihre Wangen, ja er versuchte selbst zu scherzen, obgleich ihm fast das Herz brach. Aber sie sank nieder vor ihm auf die Knie. »Ich bin eine Unwürdige!« schluchzte sie von Neuem. — »Du bist mein liebes, gutes Kind,« erwiderte er, »und hast nie aufgehört, es zu sein.« Und darauf küßte er sie auf die Stirn und gab ihr lächelnd eine Viertelstunde Zeit, sich »auszuweinen«, wie er sagte, nachher aber solle sie frisch und munter sein und alle diese Thorheiten lassen. Sie wollten dann zusammen in's Holz gehen, wie früher, als sie noch sein kleines Clementinchen gewesen, welches damals in einem ganzen Jahre nicht so viel geweint, wie heute in einer halben Stunde.

Als er später kam, sie abzuholen, fand er sie bereits gerüstet zum Spaziergange. Er belobte sie heiter, daß sie so folgsam und verständig sei, und sie küßte schweigend seine Hand und folgte ihm in's Freie. Draußen sprach er nicht mit ihr von der jüngsten Vergangenheit und eben so wenig von ihren Kinderjahren, sondern er erzählte ihr von der Stadt, was er dort gesehen und erlebt. Von den vornehmen Gesellschaften, in welchen er sich gründlich gelangweilt, und von den mancherlei Listen und Schwänken, die er angewendet, um ihnen zu entkommen. Von einer neuen Oper, welche er dort gesehen, die sich einer göttlichen Verehrung des Publikums erfreue, welche ihm aber höchst geschraubt und vor Allem unnatürlich vorgekommen sei.

»Ich weiß wohl, daß die Musik die Hauptsache ist,« sagte er, »aber es ist dennoch lächerlich, wenn man einen einzigen Griff zu thun braucht, um ein furchtbares Unglück abzuwenden, und statt dessen sich hinstellt und wie besessen singt, während die Bösewichter ganz gemächlich alle ihre Verbrechen ausführen können. Auf diese Weise raubt man in der Oper unschuldige Kinder, denn der betreffende Zigeuner, oder der habsüchtige Vetter, befinden sich, das geraubte Würmle in im Arm, keine drei Schritte weit von den unglücklichen Eltern. Aber statt den Kerl am Kragen zu fassen, singt die Mutter, singt nachher der Vater, und endlich singen Beide zusammen. Jetzt stürzt die Dienerschaft herbei und stellt

sich, regelrecht vertheilt, zu beiden Seiten der Bühne auf.
Auch sie singt:

»Sprecht, edler Herr, was ist geschehen?« —

»Vernehmt aus meinem Vatermunde
Die unerhörte Schreckenskunde:
Geraubt ward mir mein einzig Kind!« —

»Die treuen Diener, vielleicht vereint mit einigen zierlich geschmückten Landleuten, sinken jetzt betend auf die Knie: »Ach, lasset uns zum Höchsten flehen!« Das Orchester ahmt hierbei täuschend die Töne einer Orgel nach, obgleich kaum zu denken, daß im Landhause des Grafen Camuzi, dessen Sprößling man gestohlen hat, dieses Instrument zu finden; der Räuber aber sitzt längst in der Garderobe und genießt Eidotter mit etwas Candis, denn er hat einen Anflug von Heiserkeit, und muß im letzten Acte das entführte Kind, welches mittlerweile ein mächtiger Bengel geworden, ebenfalls singend, zurückerstatten. — Auf ähnliche Weise werden unglückliche Prinzen von verrätherischen Feldherren abgefaßt und in Ketten geschlagen, weil sie singen, statt zu rechter Zeit davon zu gehen; man nimmt singend Gift zu sich, erdolcht singend einen falschen Freund, und stirbt sogar endlich singend unter einem Beifallssturme des Publikums!

»Ich weiß wohl, daß das genau so sein muß, sonst

wär's keine Oper, aber so oft ich nach längerer Zeit diese Dinge ansehe und höre, kommt mir Alles immer toller und lächerlicher vor. — Wir sind eben recht bäuerisch geworden hier im Walde,« setzte er hinzu, als er sah, daß Clementine lächelte; doch war er nicht im Stande, mit Sicherheit unterscheiden zu können, ob sie wirklich über die Tollheiten lachte, welche er ihr erzählte, oder ob sie es that, um heiterer zu erscheinen, als sie wirklich war.

Aber er bemerkte, daß ihre Augen stets auf ihn gerichtet waren und daß sie mit einer gewissen Hast allen seinen Wünschen zuvorzukommen suchte. Fragte er, was dies wohl für eine hübsche Waldblume sei, die dort blühe, so war dieselbe schon im nächsten Augenblicke in seiner Hand. — Aeußerte er die Ansicht, daß man heule bei dem klaren Wetter von der nächsten Waldblöße aus wohl diese oder jene fern gelegene Ortschaft werde sehen können, so eilte sie flüchtigen Fußes voraus, um ihm Nachricht zu erstatten. Es schien sie glücklich zu machen, die kleinen Dienste, welche man einem Raucher erzeigen kann, ihm erweisen zu dürfen, und als man wieder nach Hause zurückgekehrt war, behielt sie diese ängstliche Sorgfalt für alle seine kleinen Bedürfnisse, welche sie ihm fast ängstlich abzulauschen schien.

Dies dauerte einige Tage, und Thalbach sagte dann bei einer ähnlichen Gelegenheit offen zu ihr: »Kind, was machst Du für tolle Dinge und Umständlichkeiten? Sei doch um Gottes willen wieder wie früher?« — Da brach

sie in einen, wie es schien, lange gehemmten Thränenstrom aus, küßte ihm schluchzend die Hände und rief: »Kind? Ich bin Dein Kind nicht, ich war's, aber ich bin nicht mehr würdig, so zu heißen. Aber laß mich Deine Dienerin sein, Deine geringste Magd, das wird mich glücklich machen, glücklicher, als ich's verdiene!« — Er sah, daß es ihr Ernst war und wandte sich hastig ab, denn ihr Kummer und ihre Reue griffen schmerzlich in sein Herz, das voll von Liebe zu ihr war.

Sie sah nicht das Wasser, welches in seinen Augen stand, aber sie begriff, was ihn bewegte. Indem sie die Hand auf seine Schulter legte, sagte sie, sich gewaltsam zusammennehmend, fast wirklich in ihrem früheren Tone: »Ich will nicht mehr einfältig sein, Vater, ich will thun, was Du sagst.« — »Thue es, thue es!« erwiderte er, ohne zurückzublicken, aber sie errieth warum, und wußte, daß er nicht zürne. —

Als der Wind über die Stoppeln strich, war es besser geworden mit Clementine. Sie gab nicht mehr jene fast krampfhaft heftigen Ausbrüche von Kummer und Reue kund, obgleich Thalbach wohl sah, daß sie noch immer stille Buße that. Als aber die Jahreszeit weiter schritt, huschte plötzlich in einer Nacht der Frost durch das Land. Vor ihm her flog der Nordwind und erzählte den Feldern und Bäumen, wie gut sie es jetzt haben würden unter der Herrschaft seines Herrn, des mächtigen Winters. Alles werde da gleich werden, rief er mit kalter, schneidender

Stimme. Alles werde *eine* Farbe tragen, und nicht jede stolze Blume werde da blühen dürfen, wie sie wolle; selbst die stolzen Häuser der Menschen würden weiß werden wie die Fluren und Felder. Da brauche man keine Früchte mehr zu tragen für andere Leute, und die Sichel würde nicht mehr die Kinder der Auen erwürgen. — Die Bäume hatten das wohl schon oft gehört, aber leichtsinnig, wie sie sind, schüttelten sie sich vor Vergnügen, als ihnen der Nordwind so treffliche Dinge verhiess, und dieser trieb das Laub, das sie fallen ließen, brausend vor sich her.

Als dann der Morgen kam, stieg der alte Nebelmann von der Höhe der Berge und legte seinen grauen Mantel über Feld und Wald, und seine Töchter tanzten am Flusse und sangen das Lied vom sterbenden Herbste, was ich Euch ein andermal erzählen will — vielleicht nämlich, vielleicht auch nicht. —

Thalbach aber sprach zu Clementine: »Jetzt ziehen wir in's Winterquartier, hinüber in's warme Nest, in die alten, braunen, mit Holz vertäfelten Stuben, trinken Thee, — aber einen lustigen, gemüthlichen, und keinen langweiligen, wie da und dort — heizen wacker ein, eher zu viel als zu wenig, und schlagen, wenn es Gottes Wille, der ganzen Welt ein Schnippchen.«

Schon am andern Abend saßen sie drüben, und als Clementine das erste lustige Feuer im Ofen sah, da wurde ihr wunderbar zu Muthe. Sie blickte auf zur dunklen

Holzwand, und ihre alten Freunde, die pausbackigen, geflügelten Engelsköpfe, die unverdrossen die Gesimse trugen seit vielen, vielen Jahren, lachten freundlich auf sie herab: »Bist Du da, kleine Clementine, bist Du wieder da? Weißt Du noch, wie Du uns Namen gegeben, als seien wir Deine Gespielen, und wie, wenn Du eingnickt, wir Dir wundervolle Dinge erzählten von der Herrlichkeit Gottes und seines unendlichen Reiches?« — Und da eben ein Holzstück frisch aufflackerte im Ofen, lächelten sie noch freundlicher als vorher und schlugen mit den Flügeln, so daß Clementine fast verwundert aufblickte zu ihnen, bis sie gewahrte, daß nur der Schein des Feuers sie getäuscht.

Der alte Chinese mit seinem Wackelkopfe stand starr und steif auf dem Marmortische am Spiegel. Er hatte ein wenig Deutsch gelernt von seinen Porzellancollegen aus Meißen während der langen Zeit, welche er da bei ihnen stand. — »Clementine, kleine Clementine,« rief er, »warum läßt Du mich nicht nicken wie früher und wackeln mit dem Kopfe, bist Du stolz geworden?« — Sie sprang auf und gab ihm einen Klaps, und er nickte vergnügt wohl eine halbe Stunde lang, ununterbrochen sich neigend und bedankend für die Ehre, daß sie ihn nicht vergessen.

Jetzt begann, unfern des Chinesen, und mitten unter den Jagdherren und Schäfern aus Meißen, ein seltsames Schnarren und Klingen. Fast verwundert sprang das junge

Mädchen auf, aber als sie vor der mit grünen und goldenen Schnörkeln reichlich geschmückten Stutzuhr stand, rief sie blos: »Ei!« Es war ihr eingefallen, woher das sonderbare Tönen kam. — Und jetzt öffnete sich oberhalb des Zifferblattes eine Doppelthür, und auf die Schwelle derselben sprang ein kleiner Vogel mit goldenen und silbernen Federn und mit einem glänzenden Kamm auf dem Kopfe, von farbigen Steinen.

Es war eigentlich nichts weiter als ein entfernter Verwandter des alten Kukuks, dessen Nest im Schwarzwalde, der von dort aus in alle Bauernhäuser geflogen und mit seinem lustigen Waldrufe die Stunden anzeigt, zum Ergötzen großer und kleiner Kinder. Aber der Vogel in der Uhr der braunen Stube liebte es ungemein, wenn man ihn »das Goldhähnchen« nannte, Clementine hatte ihn auch immer so geheißen, und das thaten wohl auch die Anderen auf dem Tische, wenn sie unter sich waren, die Herren aus China und Sachsen, die Porzellanhunde und Katzen aus Wien, der alte römische Alabasterkaiser und die kleinen japanischen Specksteinprinzen. Es waren lauter gebildete Gegenstände, und anständige Leute geben wohl Jedem gern den Titel, der ihm zusteht, oder den er wenigstens gern hört.

Das Goldhähnchen öffnete jetzt seinen kleinen funkelnden Schnabel und rief mit hellen Glockentönen die sechste Stunde des Abends aus, und hierauf begann es

mit den Flügeln zu schlagen, und sang ein Lied, eine alte, jetzt wohl verschollene Melodie. Aber Clementine hörte zwischen den künstlichen Trillern deutlich, wie das Goldhähnchen ihr zurief: »Bist Du wieder da, kleines Mädchen, bist Du da, und hörst mich singen wie früher, und siehst mich funkeln und blitzen? Aber sei ein vernünftiges Kind und fasse mich nicht an, dann singe ich morgen wieder.« Dann sprang das Goldhähnchen zurück und die Thüren flogen wieder zu. — Und Clementine hatte den Kopf vorgeneigt, und wirklich gelauscht und gespäht gerade so wie früher.

Und so redete Alles und Jedes mit ihr und zu ihr, der große gläserne Kronleuchter, der von der Decke herabblitzte und funkelte, und dann das knatternde Feuer im Ofen. Und jetzt begann der Theekessel sein orgelndes Lied zu summen und rief sie zum Theetisch, sie solle den Thee bereiten für den Papa, was sie schon trefflich verstanden, als sie kaum zwölf Jahre zählte, — Keiner von allen ihren alten Freunden und Gespielen im Winterquartier aber hatte sie gefragt, was sie begonnen im Sommer; sie hatten nur ihre Freude bezeugt, daß sie wieder da, und wohl deshalb hatte auch Clementine selbst diesen schlimmen Sommertraum ganz vergessen und fand sich glücklich im alten bewährten, märchenhaften Winterleben.

Thalbach merkte dies Alles mit innerer Freude, als sie am Theetische stand und geschäftig that, was ihres Amtes

war, denn er war ein guter Mensch, und gute Menschen lesen häufig besser in den Herzen, als die sogenannten Schlauköpfe, welches eine treffliche Einrichtung, da sie sonst wohl noch häufiger betrogen würden, als es ohnedies schon geschieht. —

Auf also erfreuliche Weise war der Winter in's Thal gezogen, fast früher als in anderen Jahren, und reichlich Alles bekleidend mit seiner Leibfarbe noch vor der gewöhnlichen Zeit. Die drinnen im Thale aber hatten sich alle wacker eingesponnen, der alte Jacob unten in der grünen Mühle, die jetzt eine weiße geworden, und fast stattlich aussah in ihrem Reifröcklein und Eiszapfengewande. Die Patres im Kloster, welche nach Kräften zusammengetragen im Sommer, damit nicht Schmalhans Küchenmeister werde im Winter, und endlich die auf Schloß Thalbach, wie wir bereits gesehen. Zusammen aber kam man wenig, und auch von den Dörfern am Flusse und von denen oben auf der Höhe führte kaum ein Schneepfad in oder durch das Thal. — Endlich aber, oder besser vielleicht unverhofft schnell kam ein Tag und eine heilige Nacht, die Alles einte. Die heilige Christnacht war gekommen, das Fest der Liebe, der edelsten, der uneigennützigsten Liebe. Das Fest, an welchem fast alle Menschen glücklich auf einige Stunden, — die einen, weil sie geben, die anderen, weil sie empfangen, denn es ist ja kaum eine Mutter so arm, daß sie nicht das Herz ihres Lieblings und ihr eigenes

erfreuen könnte mit ein paar Flittern und einem grünen Zweige. Nur ein paar Geizhalse sind nicht glücklich, entweder weil sie nichts geben, oder weil sie geben müssen, und darum haben wir gesagt: *fast* alle Menschen!

Draußen auf dem Lande ist eine gar fromme und treffliche Feier des Christfestes. Dort kümmert man sich wenig darum, ob, oder daß, bereits die Heiden um diese Zeit Feste gefeiert nach ihrer Art. — Man weiß auch nicht, daß der grüne Weihnachtsbaum eigentlich uralten und lange vorchristlichen Ursprungs ist, und daß schon die alten Deutschen, oder sonst wer, die grünen Zweige, dem Winter zum Trotz und der Sonnenwende zu Preis und Ehren, in Haus und Höhle getragen und sich gefreut, daß jetzt die Tage wieder länger werden, wenn es gleich ein wenig eulenspiegelartig erscheint, mitten im Winter sich über den Frühling zu freuen.

Dort auf den Dörfern und Höfen weiß man *davon* nichts. *Christus* ward geboren an diesem Tage, Christus, der Sohn Gottes, der Erlöser der Menschen — das reicht aus! — Man schneidet sich den Christbaum auf eigenem, oder in Gottes Namen auch auf fremdem Besitzthume, man schmückt ihn des Abends mit den einfachen Gaben der Liebe, und am andern Morgen raubt man bescheidener Weise sich selbst das Verdienst, das Alles zu geben, zu schenken. Denn wenn man die Kleinen erweckt aus dem unruhigen Schlummer, welchen ihnen die freudige Erwartung bereitet hat, und sie an den

strahlenden Christbaum führt, so sagt man ihnen, das Christkindchen sei vorübergeflogen in der heiligen Nacht und habe ihnen das Alles bescheert.

Aber ehe das geschieht, findet eine andere Feier statt auf dem Lande. Die Christmette wird abgehalten in der heiligen Nacht, und während in den meisten Städten ein frecher, in den Kirchen getriebener Unfug diesen Cultus zurückgedrängt hat in die Stunde des Abends, so wandelt der Landmann weit ab, oft Stunden weit, in strenger Kälte und mitten in der Nacht zum Gotteshause, um dort das Fest der Geburt des Herrn zu begehen.

Das war die Nacht, von der wir gesagt, daß sie Alles geeint habe im Buchenthale, denn im Kloster war die feierlichste Mette, und dorthin zog man vom Fluß und von den Bergen.

Thalbach und Clementine beschenkten sich schon am Abend, und hatten mit gegenseitiger Freude die kleinen Geschenke entgegengenommen, die ihren wahren Werth erst recht erhielten durch die Heimlichkeit, mit welcher man sie vorher beschaffen mußte, um die Freude der Ueberraschung nicht zu schmälern.

Von früher Zeit her war man in der Christnacht länger aufgeblieben, theils Clementinen zu Liebe, weil sich das Kind nur schwer trennte von den eben erst erhaltenen Geschenken, theils weil man die zur Kirche Wallenden sehen wollte, die mit ihren Lichtern durch den Wald zogen, und endlich weil man in manchen Jahren selbst

die Mette besuchte.

Durch die Stille der Nacht drangen die ersten Glockentöne, und Thalbach und Clementine schritten zum Fenster. Der Himmel war mit Wolken bedeckt, und draußen war's, wie man zu sagen pflegt, nur »schneehell.« Da schien oben auf der Höhe des Berges ein Stern aufzutauchen, blinkend und hell, aber er stieg nicht aufwärts, sondern senkte sich nieder in's Thal, und dann verschwand er an der diesseitigen Thalwand. Es waren die ersten nächtlichen Kirchengänger, die von der Höhe gezogen kamen. Bald aber folgten ihnen andere drüben auf der jenseitigen Thalwand, und wieder andere auf der diesseitigen, die näher und näher kamen und dann dicht am Schlosse vorüberzogen. Still und schweigend verfolgten sie ihren Weg, aber die Lichter, die sie trugen, warfen einen wunderbaren Schein ringsum im Walde. Riesigen Christbäumen gleich funkelten die alten Buchen und Eichen in ihrem eisigen Diamantschmucke und in ihren mit Eiszapfen behängten Gewinden. Dazwischen glich wieder ein einzelner Strauch einem mächtigen Zuckerhute, und kleinere Büsche und Gräser stellten allerlei candirtes Naschwerk dar. Der Wald hatte sich selbst sein Christfest geschmückt, und kamen andere Wanderer des Weges, so sah man auch wieder andern Festschmuck und andere Gaben, je nach dem fallenden Lichtscheine. Auch unten im Thale zogen Wanderer dahin, die erst später bergan zu steigen hatten. Die

schiene nicht selten auf glänzend polirtem Silber zu wandeln, wenn sie den Bach überschritten, den der Forst in Fesseln geschlagen, und der den Lichtschein tausendfältig wiedergab.

Thalbach sah das Alles, still bewegt. Er dachte, wie er ein Kind noch, glücklich und gläubig in der heiligen Nacht hinausgeblickt, so wie heute. Dann blickte er nach Clementine. Ihr Auge war feucht, auch sie, er wußte es, dachte ihrer Kinderzeit, denn alljährlich hatte sie so neben ihm gestanden in dieser Nacht und hatte nach den Kirchengängern gespäht und den Tönen der Klosterglocke gelauscht.

Unwillkürlich hatte er eine ihrer Hände ergriffen. Jetzt faßte er auch nach der andern und blickte in ihre Augen. Sie erröthete tief, denn sie errieth, nein, sie wußte, was er sagen wollte. Aber er sagte es dennoch: »Einmal hast Du um mich gefreit, Clementine, jetzt freie ich um Dich! Willst Du mich altes Menschenkind denn haben?« — Sie sank schluchzend in seine Arme. »Willst Du denn mich, kannst denn Du mir vergeben, mir, die ich —« — Er verschloß ihr den Mund mit seinen Küssen. —

Einige Wochen später gab der alte Guardian im Buchenkloster die Beiden zusammen, und während des Schmauses, den die Dienstleute im Herrenhause hielten, sagte der alte Johann zum Jäger: »Seine Tochter war's nicht, da hab' ich Unrecht gehabt, aber — wenn sie den Jungen hätte kriegen können, wäre er ihr am Ende erst

noch lieber gewesen, als der — Herr« — »Na,«
erwiederte der Jäger, »das wollen wir gerade nicht
glauben, aber wenn man's genauer überlegt, sind die
Weibsleute alle so; ob sie Recht haben, das weiß ich
nicht.« —

Ich lese bisweilen meinem Freunde, dem Rathe, zur
Strafe seiner vielfachen Sünden die Geschichten vor,
welche ich schreibe. Als ich ihm die vorstehende
vorgelesen und zu Ende war, fuhr er plötzlich auf. »Hat
sie den Heinrich oder den Johannes noch gekriegt!« rief
er mit einem für mich nicht sehr schmeichelhaften Tone.
— »Lieber,« erwiederte ich etwas gezwungen lächelnd,
»ich glaube, Sie haben geschlafen!« — »Doch nicht,«
sagte er, indem er seine Pfeife wieder anbrannte, »aber es
ist so warm bei Ihnen, und — nachher, als der Winter
kam, und die braune Stube, und die Christnacht, das ging
mir etwas durch einander. Ich glaube, Sie machen da zu
viele Schilderungen von solchen Dingen und geben zu
wenig Handlung.« —

»Sie hat den Johannes geheirathet,« sagte ich. —
»Ah,« versetzte der Rath, »nicht wahr? Das habe ich
gleich gemerkt, als sie ihn in der Mühle zum ersten Mal
sah!« —

Endnote

¹ *Angesch. . . .en* — früher so viel als im Duelle so verwundet, daß dasselbe als beendet betrachtet wird. Die gegenwärtig studirende Jugend bedient sich mit Vortheil anstatt dieses rohen Ausdruckes früherer Zeit des Wortes »abführen,« welches, wenn es nicht im medicinischen Sinne genommen wird, offenbar moralisch sittlicher und anständiger ist.